



Die Rache ist mein.

Eine Erzählung
für die deutsche Jugend und das Volk

von
Ottokar Schupp.

Wiesbaden.
Julius Niedner.

E. Ad. Hubly.

Die Rache ist mein.

Eine Erzählung
für die deutsche Jugend und das Volk

von

Ottokar Schupp.

Mit vier Abbildungen.

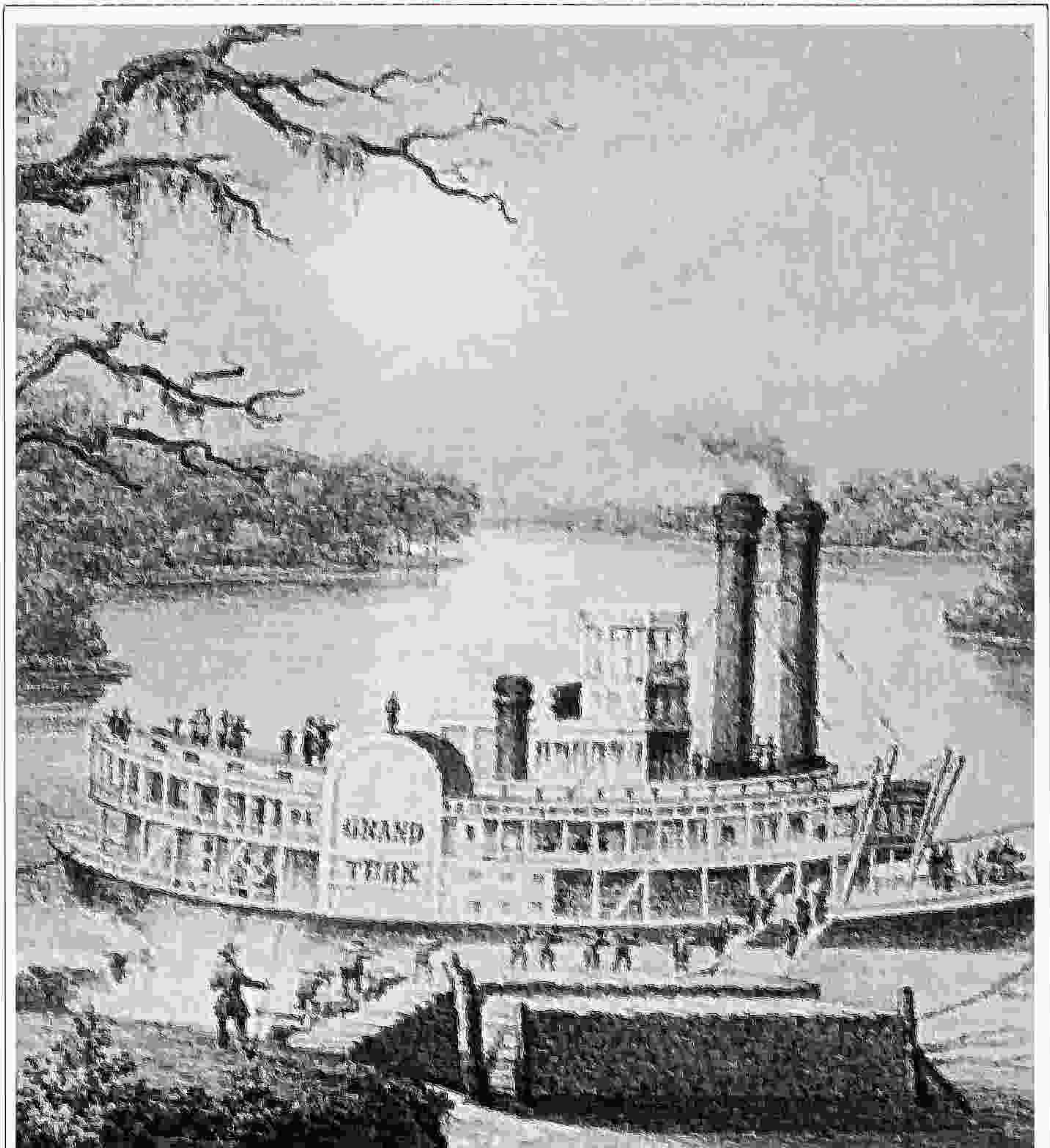
Wiesbaden.

Julius Niedner, Verlagshandlung.

1885.

Philadelphia

bei Schäfer & Koradi.



I.

Wie zwei Müller sich das Leben verbittern.

„Die Rache ist mein. Ich will vergelten“, spricht der Herr — heißt es in der heiligen Schrift, aber der „Bergmüller“ aus Kaltenweilshausen sagte: Mein. Mein ist die Rache. Ich will vergelten. Habe ich den Kummer, den Ärger und die Sorgen gehabt, will ich auch die Süßigkeit der Rache schmecken. Ich ruhe nicht eher, bis ich alles dem „Thalmüller“ heimgegeben habe und wenn ich selbst darüber zu grunde gehen muß.

Zu seinen Worten aber nickten die schwarzen Nebelhäupter des Gebirges, die mit alten Burgtrümmern bedeckt waren, Beifall, als wollten sie reden: Recht so, mein Sohn. Es kann ja nicht anders sein. Die Uneinigkeit und der Hader liegt im deutschen Blut.

Als eure Vorfäter, die alten Germanen, noch halbnackt hier durch die Wälder und Sümpfe irrten, schlugen sie sich gegenseitig mit Keulen tot. Später baute man Burgen, that Eisenschienen an Arme und Beine und schlug und stach mit Schwertern und Lanzen auf einander los, bis die Schilder zerbrachen und die Burgen verbrannten, aber Jahrhunderte lang schallten die Thäler von Waffengeklirr und Kampfschrei.

Dann kamen die langen Priskropistolen und Flinten und Büchsen und manche wilde Rotte und manche wilde Jagd zog durch die Wälder. Jetzt herrscht wohl ein zahmeres

Zeitalter, aber, wenn auch die Burgen und Räuber aufhören, darf doch der Zwist und Streit nicht aufhören. Da es keine Ritter mehr gibt, müßet ihr Bauern euch bekriegen und befehlen und wenn nicht mit Reulen und Schwertern, doch in endlosen Prozessen.

Der Bergmüller war, wie man in Kaltenweilshausen und der Umgegend sagte, sonst der „Unrechteste“ nicht.

Den Müllern überhaupt hat ja der Volkswitz, gerade so wie den Leinwebern und Bäckern, ein gewisses eigentümliches Diebsgelüste zugeteilt. Von den Leinwebern heißt es in dem alten Liede:

„Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein,
Das eine ist gestohlen, das andere ist nicht fein.“

Und wenn es manchmal im Vor- oder Nachwinter durcheinander regnet und schneiet, dann sagt man wohl: „Müller und Bäcker streiten sich, wer der größte Spitzhube sei.“

Dem sei nun wie es sei: der Bergmüller wenigstens war ein durch und durch ehrlicher Mann. Es wäre ja überhaupt grundfalsch, ein allgemeines Urteil auf einen oft leichtsinnigen Volkswitz zu gründen. Aber die Ehrlichkeit wurde dem Bergmüller deshalb höher als sonst angerechnet, eben weil er ein Müller war.

Man verzieh ihm sogar darum sein sonst nicht sehr liebenswürdiges Wesen. Denn er war im höchsten Grade wortkarg und wenn er den Mund aufthat, „grob wie Bohnenstroh.“

Das günstige Vorurteil für den Bergmüller mochte sich indessen auch durch den Gegensatz gegen den Thalmüller gebildet haben. Denn auf diesen paßte der Volkswitz. Er nahm es durchaus nicht so genau mit dem Mein und Dein. Wo sich ihm ein Vorteilchen bot, griff er unbe-

denklich zu, mochten auch seine Hände und sein Gewissen noch so unrein dabei werden. Dagegen war er auf der anderen Seite in seinem Benehmen aalglatt und fahnenfreundlich, fromm und süß wie Honigseim.

Zu seinem besonderen Glück war seine Mühle eine sogenannte Bannmühle, das heißt: Sie besaß die Gerechtigkeit, daß verschiedene Höfe, Häuser und Dörfer wenigstens zum Theil ihre Frucht dort mußten mahlen lassen. Trotz seiner feinen Redensarten wäre sonst jedermann zum Bergmüller gegangen. Gezwungen zu sein, bei ihm mahlen zu lassen, war ja gleichbedeutend mit gezwungen zu sein, sich von ihm bestehlen zu lassen.

Was aber Brotneid, Eifersucht, gegenseitige Aufreizung, gehässige Zwischenträgerei jemals an Haß und Zorn hervorgerufen hat, das bestand zwischen beiden Müllern. Eine ähnliche Feindschaft war kaum zu denken. In Gedanken mordeten sie sich jeden Augenblick. Ihr einziger Lebenszweck schien zu sein, sich das möglichst größte Wehe anzuthun und sich gegenseitig das Dasein zu vergiften.

Sie tranken dasselbe Wasser; sie lebten von denselben Bächen, die ihre Mühle trieben; sie wohnten allein in demselben abgelegenen Thale und waren eigentlich ganz aufeinander angewiesen; sie sahen dasselbe Stücklein Himmel, das sich über ihren Bergen wölbte; dieselbe Sonne beleuchtete und erwärmte sie bei Tage, und Nachts funkelten dieselben Sterne über ihren Häusern; derselbe Schneesturm traf sie, der durch das Gebirgsthäl raste und alles unwegsam machte.

Sie standen in demselben Alter und dieselbe Hand hatte sich tausend auf ihr Kindeshaupt gelegt; sie hatten auf derselben Schulbank gesessen und waren an demselben Tage konfirmiert worden; an demselben Altar hatten sie

daß erste Abendmahl genossen und an demselben Altar waren sie getraut worden; ihr Kirchgang war derselbe und wenn sie einst starben, wurden ihre Särge denselben Weg getragen auf ein und denselben Kirchhof.

Von den Vätern und Müttern her waren sie noch miteinander verwandt; sie hatten ein und dasselbe Geschäft gelernt, sprachen ein und dieselbe Mundart, trugen ein und dieselbe Tracht, hatten ein und dieselbe Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen, verehrten ein und denselben Gott und hatten ein und denselben Glauben und ein und dieselbe Hoffnung.

Aber was halfen alle diese Gemeinsamkeiten, nahen Beziehungen und Bande, welche die beiden Müllern zu ihrem eigenen Wohl und Glück immer näher vereinigen mußten, daß sie in ihren Interessen zusammenfließen fast wie eine Familie waren?

Die in dem Menschen erregte Leidenschaft ist wie ein wütender Stier, der in seiner Blindheit alles umstößt, was vor seine Hörner kommt und wenn es die höchste Vernunft und das heiligste Gottesgebot wäre. Der Zorn aber ist ein scharfes Messer, das rücksichtslos die engsten, zärtesten, innigsten Bande zerschneidet und wenn das eigne Herz darüber verblutet.

Was halfen bei ihnen alle Mahnungen?

Sie hatten einst im Gesangbuche gelernt und hersagen müssen:

„Da wir nun haben einen Geist,
Wie kannst du Rache sprechen?
Da dein Leib Gottes Tempel heißt,
Wie kann ich ihn zerbrechen?
Ach Bruder laß uns zürnen nicht,
Daß uns nicht treff' ein hart Gericht;
Gott müßte selbst es rächen.“

Was half es?

Wie manchmal trug der Wind friedliche Glockenstimmen in das Thal, droben von Kaltenweilshausen, drüben von dem Kloster Heiligenborn und drunten von dem Städtchen Lindheim, aber sie wurden nicht gehört und verstanden.

Wie manchmal senkte sich ein sonniger Frühlingsabend auf die liebliche Landschaft — die Vöglein zwitscherten so lustig im nahen Gebüsch, die Blumen blüheten so duftig in den saftigen Thalmiesen, die Fischlein sprangen so wohligh in den plätschernden Wellen und von den tiefblauen Bergen, über denen ein heller Himmelsstreifen glänzte, kam der Abendwind wie die Gottesliebe selbst so warm und sanft und rauschte wie ein Friedenssang durch die Gräser und das Laub der Bäume, die die Mühlen beschatteten; aber mitten hinein in jenen Frieden klang das lästerliche Fluchen des Bergmüllers, der seine derbe Faust schüttelte und seine sehnige Riesengestalt drohend reckte und schalt das Schießen des Thalmüllers, der sich eine Doppelflinte gekauft hatte, um seinen Nachbar tot zu schießen wie einen tollen Hund, wenn er noch einmal angriffsweise sein Gehege überschritt.

Der Bergmüller war ein starker, mutiger Mann, der zu Gewaltmaßregeln neigte. Wenn es ihm zu arg wurde, durchbrach er alle Schranken wie der wilde Bach, der zu seinen Füßen rauschte und kühlte mit geballter Faust auf dem feisten Rücken seines Gegners sein „Mütchen.“ Er hatte schon mehrmals wegen Hausfriedensbruch und Mißhandlung im Gefängniß gesessen. Der Thalmüller war kleiner, schwächer und feiger, aber was ihm hiedurch im Kampfe abging, ersetzte er durch Arglist und Pissfigkeit.

Seine Hiebe, wenn sie auch nicht mit der Faust geführt wurden, waren vollwichtig und erregten oft einen

heftigeren und nachhaltigeren Schmerz, als alles Dreinschlagen des Bergmüllers. Dabei hatten sie meistens den Vorteil, daß man sie nicht vor Gericht bringen konnte und daß sie deswegen ungestraft blieben.

So schwamm hin und wieder nächtlicher Weile ein Baumstamm oder ein Wurzelstock den Mühlteich entlang und stellte in der Bergmühle die Mühle still oder zerbrach gar das Mühlrad, ohne daß der Urheber des Bubenstücks entdeckt wurde. Bald war dem Bergmüller ein fleißig legendes Huhn verschwunden, bis man an einer Waldstelle sein Blut und seine zerstreuten Federn entdeckte, als habe es ein Habicht zerrissen. Zu anderer Zeit hatten sich auf des Bergmüllers Äcker bei schwer tragenden Obstbäumen die Obststüben scheinbar von selbst entfernt, so daß der Sturm die besten Äste brach:

Ähnlicherweise gab es tausenderlei ärgerliche Schabernack, wobei man die Hand des Thalmüllers auf das deutlichste sah, ihm aber gerichtlich nichts bewiesen werden konnte.

Doch einmal war der Thalmüller nicht schlau genug oder vielmehr seine Bosheit war stärker als seine Klugheit. Er brachte durch eine heimliche Falle, die er stellte, einen mit Säcken beladenen Esel und einen jungen Knecht des Bergmüllers in Schaden, wobei es sich fast wörtlich bewahrheitete, daß: „Wer andern eine Grube gräbt, selbst hineinfällt.“ Er war bei seinen Manipulationen beobachtet worden und mußte nun zu seiner grenzenlosen Wut doppelten und dreifachen Schadenersatz bezahlen und oben-drein ein halbes Jahr in das Gefängnis spazieren.

Gerade während dieser Zeit zeigte sich so recht der Unterschied in dem Charakter des Bergmüllers und Thalmüllers.

Als nämlich der Thalmüller im Gefängniß saß, wurde ihm ein Kind geboren und seine Frau wurde so hart krank, daß sie längere Zeit am Rande des Grabes schwebte. Ein lüderlicher Mahlknecht, der mit einer ebenso lüderlichen Magd im heimlichen Einverständnis lebte, benutzte die Hilflosigkeit der Frau, um den größten Unfug zu treiben. Die Mühle stand still, während der Knecht im Wirtshause saß und die Magd mußte das Geld dafür der armen Kranken für die einfachsten Dienste, die sie ihr leistete, erpressen. Das Vermögen des Thalmüllers stand in Gefahr, zu grunde zu gehen, abgesehen von der schändlichsten Vernachlässigung seiner Frau und seiner Kinder.

Siehe da nahm sich trotz aller Feindschaft der Bergmüller, dessen redlichem Herzen die tolle Wirtschafft in dem Hause seines Nachbars schon lange ein Greuel gewesen war, der Sache mit Eifer an. Er jagte das lüderliche Diebsgesindel der Dienstboten, nachdem er ihnen noch einen Teil ihrer Beute entrissen hatte, aus dem Hause und verwaltete die Mühle seines Feindes selbst mit einer Treue und einer Gewissenhaftigkeit, als wenn es die eigene gewesen wäre, während seine Frau mit der Aufopferung und Liebe einer Schwester die Kranke pflegte und das neugeborne und die übrigen Kinder besorgte.

Die Thalmüllerin hatte heiße Dankesthränen in den Augen. Sie sagte, wenn sie jemals die Liebe vergäße, die „die Bergmüllers“ an ihr gethan hätten, wolle sie kein ruhiges Sterbestündlein haben. Jedermann übrigens glaubte auch, daß nach dieser Ehrenthat des Bergmüllers keine Feindschaft mehr unter beiden Müllern bestehen könne. Dem Haß sei die Spitze abgebrochen. Es müsse unbedingt hiernach Versöhnung und Friede kommen.

Solange der Thalmüller gefangen saß, herrschte auch

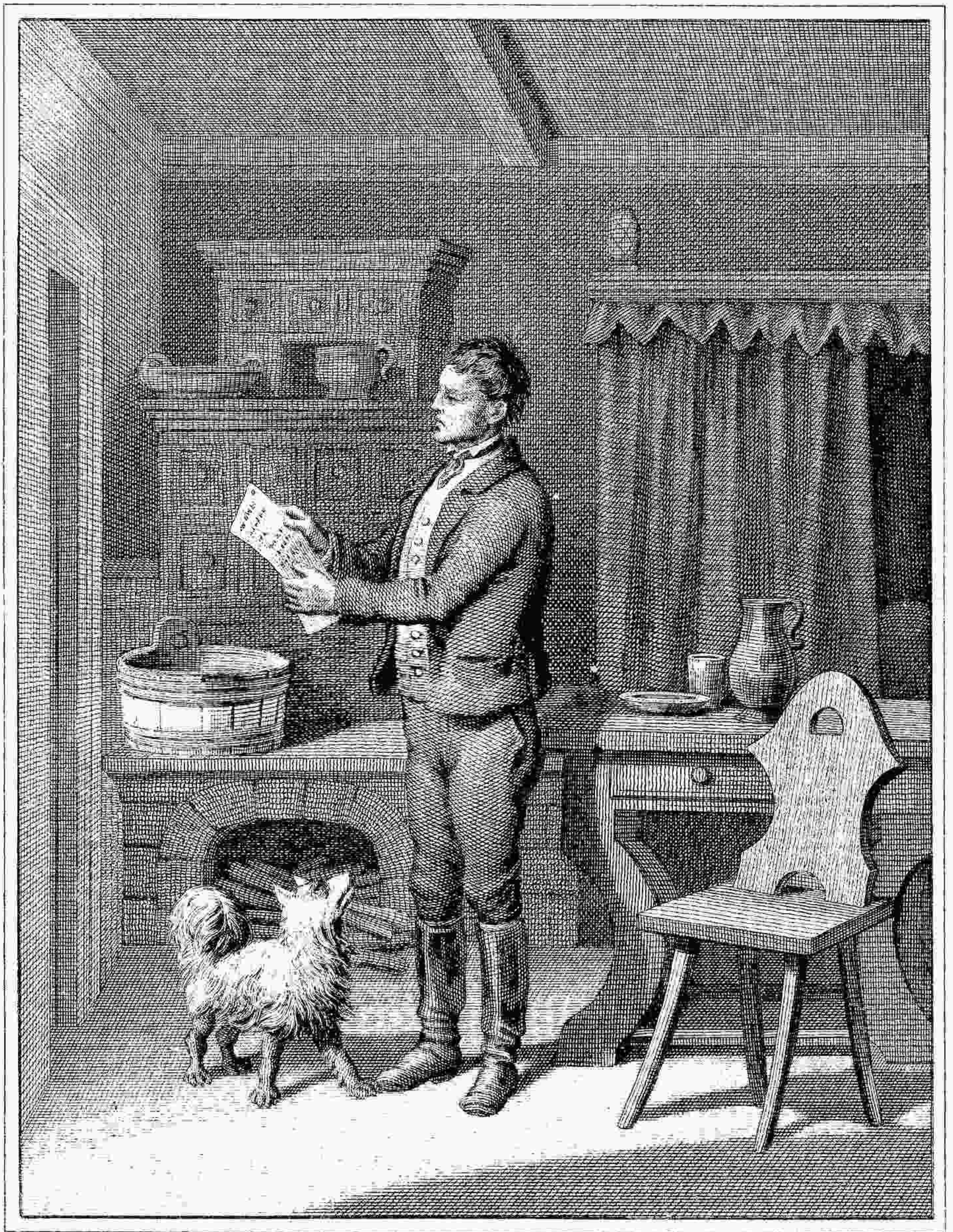
Friede. Die Familien wuchsen fast zu einer zusammen. Die Sonne des schönsten Glückes schien zum erstenmal in das liebliche Thal. Aber ach, die verfinsternde Wolke zog schon heran. Es sollte so nicht bleiben. Es war nur ein kurzer Sonnenblick gewesen. Als der Thalmüller zurückkehrte, wurde es schnell anders.

Er kam wie eine giftgeschwollene Kröte heim. Daß er für seine eigene Verschuldung büßte, war ihm nie eingefallen. Jeden Tag und jede Stunde seiner Einsperrung fraß er neuen Zorn und Grimm gegen den Bergmüller in sich hinein, dessen Klage er allein seine entehrende Strafe zu verdanken hatte. Seinen Rachegeanken nachzuhängen, war seine einzige Unterhaltung in der Gefängniszelle. Er sehnte sich kaum so stark nach dem Wiedersehen von Weib und Kind, als er nach Freiheit verlangte, um seine schlimmen Pläne gegen den Bergmüller in das Werk zu setzen.

Es war ihm deswegen gar nicht recht, als ihm bei seiner Heimkehr seine Frau so viel von der Aufopferung des Bergmüllers vorschwahte. Er haßte um dieser Wohlthaten willen seinen Feind fast noch grimmiger, da dieselben seinen Rachegeanken Zügel anlegen zu wollen schienen. Doch mußte er eine Zeitlang seine wahre Gesinnung hinter einer angenommenen Dankbarkeit und süßen Freundlichkeit zu verbergen, die alle täuschte. Es hatte wirklich den Anschein, als sei die Streitart zwischen beiden Häusern auf immer begraben. Allein der schlaue Thalmüller wollte nur seinen Nachbar recht sicher machen, damit der Schlag um so unvorbereiteter und schmerzlicher träfe.

Und er traf.

Eines Tages erhielt der Bergmüller eine Abschrift einer



gerichtlichen Entscheidung zugestellt, aus der er für den Anfang gar nichts zu machen mußte. Es wurde darin gesagt, daß der Thalmüller durch Urkunden nachgewiesen habe, daß seine Mühle allein die Wassergerechtigkeit an dem „Schwarzbach“ habe. „Schwarzbach“ hieß nämlich der Bach, der das Thal durchströmte.

Was sollte er mit dem Schreiben? Der Bergmüller kratzte verlegen seinen Kopf. Hatte sich der Postbote geirrt und ihm einen Brief, der an den Thalmüller ging, übergeben? Das war unmöglich. Hier stand ja seine richtige Adresse. Aber was brauchte auch der Thalmüller seine Wassergerechtigkeit nachzuweisen? Es hatte ja niemand dieselbe angefochten.

Der Bergmüller übersah stets das Wörtchen „allein.“ Endlich, nachdem er die Urkunde schon zwei bis dreimal durchgelesen hatte, bemerkte er es. Was soll das heißen „allein“? Habe ich nicht auch Wassergerechtigkeit? Sollte dieser Geschichte am Ende wieder eine Schurkerei des Thalmüllers zu grunde liegen? Es war nicht möglich.

Und doch.

Auf einmal stieg es dem Bergmüller siedendheiß zum Kopfe. Es waren ihm Erzählungen seines Vaters und Großvaters eingefallen, die vielleicht auf dieses Schreiben bezug hatten.

Vor Zeiten sollte die Bergmühle nur den Kaltenbach als treibende Kraft gehabt haben, ging die Sage, ein wasserarmes Bächlein, das seitwärts an der Bergmühle vorbeifließend, in den Schwarzbach mündete. Damals wäre auch die jetzt stattliche Bergmühle ein gar dürftiges Mühlchen gewesen, das nur zu gewissen Zeiten, wenn der Kaltenbach Wasser bekam, mahlen konnte. Später hätten sich der Bergmüller und der Thalmüller vereinigt, indem

der Bergmüller für die Benutzung der Wasserkraft des Schwarzbachs einen Wasserzins an den Thalmüller bezahlte und nun hätten die Müller zusammen ein gemeinschaftliches Wehr gebaut wie einen gemeinschaftlichen Teich angelegt.

Etwas mußte ja an der Sache sein. Denn noch jetzt bezahlte der Bergmüller den ihm oft recht lästig gewordenen Wasserzins an den Thalmüller.

Gott! wenn es sich ja wirklich so verhielt, wie das Schreiben behauptete, dann war er ja völlig in die Hände des Thalmüllers gegeben und wenn derselbe den Schurken an ihm spielen wollte, dann war seine Mühle plötzlich wertlos und seine ganze Existenz bedrohet. Und wollte er es nicht? Wozu dieser Nachweis, den derselbe geführt hatte? Wozu dies Schreiben, das er in den Händen hielt?

Der Bergmüller war schreckensbleich geworden. Das Papier zitterte in seiner Hand.

Der vernichtende Schlag, den der Thalmüller in der Gefängniszelle ausgesonnen hatte, begann zu wirken.

Doch da war ja noch ein Papier angeheftet, auf das der Blick des Bergmüllers bisher noch nicht gefallen war. Siehe in der That die Schurkerei des Thalmüllers schwarz auf weiß. Dort stand eine förmliche Kündigung der Wasserkraft des Schwarzbachs für ihn von seiten des Thalmüllers.

Also deswegen hatte er urkundlich sein Recht nachgewiesen, allein Besitzer zu sein. Jetzt wurde das erste Schreiben klar. Der Bergmüller mußte sich setzen. Ihm flimmerte es vor den Augen. Sein Hab und Gut also rettungslos verloren! Sein Weib und Kind am Bettelstab! An ein Erbarmen des Feindes war nicht zu denken. Wie mochte er triumphieren, der ihn nach Katzenart die

Zeit her sanft angeschnurrt hatte und jetzt, wo er nichts Urgeß ahnte, seine Krallen zeigte. Dem starken Manne wurde ganz wehe zu Mute. Ach wenn er nur sterben könnte!

Wie ein Versinkender, dem schon die erstickenden Wasser die Sinne verwirren, wieder aus der Flut aufsteigt und nun nach irgend einer rettenden Planke greift, so fuhr auch der Bergmüller, der schon ganz niedergeworfen schien, plötzlich in die Höhe. Es war ihm eine Erinnerung gekommen, daß sein Vater einmal seinen Großvater gefragt habe: was werden würde, wenn die Wasserpacht gekündigt würde. „Das kann nicht geschehen“, hatte darauf der alte Mann erwidert. „Es ist ein Zusatz zu dem Vertrag gemacht worden, daß die Pacht für immer bleiben solle. Das hat noch einmal extra Geld gekostet.“

Der Bergmüller atmete wieder auf. Das muß sich ja alles noch finden lassen, sagte er.

Es fand sich auch manches, aber nicht alles und es begann nun einer jener langlebenden Prozesse, die die Leidenschaften erhitzen, das Herz veröden, das Familienglück verwüsten und nur die Advokaten bereichern, die mit nie gestilltem Hunger nicht bloß das bare Geld, sondern auch Häuser und Äcker und zuletzt das Streitobjekt selbst auffressen.

Der lange, hagere Bergmüller in seiner hellblauen Müllerkleidung wurde eine ständige Figur in den Gerichtssälen und Advokatenstuben. Kaum daß morgens das Dienstmädchen bei den Advokaten die Hausthüre geöffnet hatte, steckte er schon zum größten Ärger desselben seinen Kopf herein und fragte, ob der Herr zu sprechen sei.

In den Wartezimmern des Amtsgerichts saß er oft halbe Tage lang. Und wenn er dort nicht war, saß er

beim Löwenwirt, über ein abgestandenes Glas Bier gebeugt, und simulierte, rechnete und seufzte.

Erst Abends ging er heim. Lang und schwarz fiel sein Schatten über die Thalmühle, wenn er davor stand und seine grimmige Faust ballte und die furchtbarsten Flüche und Vermünschungen über das Haus austieß.

Seine Äcker lagen verödet. Sein Hauswesen verarmte. Wenn er heimkehrte, empfingen ihn Not und rotgeweinte Augen.

Aber die mit Trümmern bedeckten finsternen Riesenhäupter der Berge schienen höhnisch zu lachen: „Die alten Zeiten, die alten Zeiten! Deutsches Blut — deutsches Blut!“

II.

Des Bergmüllers Rache vereitelt.

Die Schneeflocken fielen so dicht, daß man meinen konnte, der ganze Himmel komme herunter. Dabei segte und wirbelte der Sturm die aufgehäuften Schneemassen von den Straßen und Dächern noch einmal in die Höhe und bemühte sich, hier einer Mauerecke eine reichlichere Spende zu geben, dort einen Graben oder einen Abgrund zu füllen, hier einen Hohlweg auszugleichen, dort eine Hecke verschwinden zu machen, als habe er die Absicht, alle Spitzen und Ecken in der Welt abzuschleifen und alle Untiefen wegzunehmen. Doch wäre es dem Wanderer nicht geraten gewesen, nur so geraden Weges darauf los zu marschieren. Er hätte böß hineingeraten und arg widerrennen können. Der Schein trügt.

Das ist ja ein wahres Hundewetter, sagte der Herr Advokatenschreiber Biebsjer mit seiner hellen fetten Stimme zu dem die Thorsfahrt reinigenden Hausknecht im Löwen zu Lindheim, indem er seine Schuhe abklopfte und seinen Schirm abschwänkte. Aber er wurde plötzlich unterbrochen durch den Bergmüller, der im Sturmschritt aus dem Wirtshause herauskam und dem kleinen, glatten Mann, ohne es zu wollen, im Vorbeieilen einen solchen Stoß versetzte, daß derselbe heftig wider das Thor prallte.

Der Grobian! krähete der Schreiber im höchsten Zorn. Wenn er mich nicht dauerte, hinge ich ihm einen Injurienprozeß an den Hals. Aber der Mann ist heute nicht zurechnungsfähig. Er hat heute zum zweitenmal seinen Prozeß gegen den Thalmüller verloren. Das Hab und Gut des Mannes ist unwiderbringlich fort. Das Hemd auf seinem Leibe ist nicht mehr sein. Wenn er die furchtbaren Prozeßkosten decken soll, wird ihm Haus und Hof versteigert. Ich bin übrigens froh, daß wir den Quälgeist los sind. Die dritte Instanz wird er wohl nicht mehr ergreifen. Er hat einem die leibliche Ruhe nicht mehr gelassen und gethan, als sei seine Sache die einzige, die wir zu verhandeln hätten.

Wenn man satt ist, sagt man: „Pfui“ und einen alten Hund hängt man, erwiderte brummend der alte Hausknecht. Es ist nichts mehr an dem Bergmüller zu rupfen. Sonst wäre er euch noch gut genug. O ich kenne euch Advokaten recht wohl. Ihr werft den Sack nicht weg, bis er zum Lumpensammler kommt.

Ich habe die Sache des Bergmüllers nicht geführt, sagte vornehm der Advokatenschreiber. Also wendet Euch mit Euren ordinären Sprichwörtern an eine andere Adresse.

Aber, Herr Biebsjer, Ihr habt doch auch mitgeholfen,

daß dem Manne die Kehle zugeschnürt worden ist. Sonst säße der Schleicher, der Thalmüller, nicht drinnen in der Wirtsstube mit der vollen Flasche und wartete auf Euch, stichelte und höhnte der Alte, der auf seiten des Bergmüllers stand, dessen Schicksal ihm zu Herzen ging.

Der Schreiber putzte noch immer an seinen Kleidern und that, als höre er es nicht. Aber der Hausknecht ließ ihm keine Ruhe, sondern sagte: Doch der Bergmüller, wenn ich ihn recht kenne, wird es Euch nicht so hingehen lassen. Ich mußte sogleich, daß er wieder herausträme, wie er hineingekommen war und den Thalmüller so breit und schmunzelnd drin sitzen sah. Wenn ich mich auf Ge- sichter verstehe, so lacht der Thalmüller auf seinem Heim- wege heute Abend nicht so triumphierend, wie er jetzt thut. Der Bergmüller wird ihm noch heute eine Weihnachts- bescherung auf den Rücken geben, daß er die ganzen Feier- tage seine Knochen nicht fühlt.

Das ist ja gut, daß Ihr jetzt schon Eure Beobachtung kund gebet. Ich kann dann zur Zeit mich auf Euer Zeugniß berufen, antwortete bissig der Schreiber. Übrigens will ich Euch sagen: „Der Habich ist besser als der Hättich.“ Und bei einem gewonnenen Prozeß und einer Flasche Wein auf dem Tische fragt man nicht nach einem zornigen Bauer. Es gibt immer noch mehr Ketten, als tolle Hunde. Aber für Euch, Herr Christian, um das noch zu sagen, wäre es auch besser gewesen, wenn Ihr in der Jugend mehr Lebensart und Höflichkeit gelernt hättet. Ihr wäret dann nicht Euer Lebtag ein armer Hausknecht geblieben.

Ehrlich währet am längsten, rief jetzt der alte Christian dem rasch Davoneilenden nach. Der Teufel gesegne Euch Euren Trunk! Denn Ihr seid doch seine besten Kunden.

Hierauf nahm er seine Arbeit wieder auf und brummte vor sich hin: Ich wollte, ich wäre nur für eine Stunde Hergott. Die beiden Schufte dadrinnen, die noch einen Festschmauß halten, nachdem sie einen fleißigen, braven Mann in das Unglück gebracht haben, kämen wahrhaftig nicht lebendig vom Plaze.

Der Bergmüller hatte vor lauter Spannung auf die Entscheidung seines Prozesses den ganzen Tag noch nichts gegessen und getrunken. Er hatte, da es ihm elend zu Mute war, im Löwen einen „Schnaps“ nehmen wollen, aber der Anblick seines triumphierenden Todfeindes hatte ihn unverrichteter Sache wieder aus dem Wirtshause herausgetrieben. Ubrigens brauchte er darauf kein Belegungsmittel mehr. Das Feuer des Rachegefühls, frisch angefacht, durchglühete ihn, daß er weder Speise noch Trank vermischte. Er wurde sich kaum des Schneesturms bewußt, der ihn umtobte. Noch weniger merkte er, wie in dem Städtchen schon hier und da bei der herandämmernden Dunkelheit ein Weihnachtsbaum angesteckt wurde. Denn es war der Abend vor Weihnachten. Er stürmte, die furchtbarsten Gedanken in seinem Herzen erwägend, fast blind in Nacht und Schnee hinaus.

Sein Pulse flogen; von der Stirne träufte ihm der Schweiß; seine Beine versagten ihm fast den Dienst; sein Kopf wirbelte. Da warf ihn ein furchtbarer Windstoß so heftig wider den Stamm eines Waldbaumes, an dem er vorbeischwankte, daß er, obwohl vom Schmerz fast überwältigt, allmählig zum Bewußtsein seiner Lage kam.

Merkwürdigerweise hatte er sich nicht verirrt, aber er war so entkräftet und schwach, daß er unmöglich seine Heimat erreichen konnte. Wenn er nur eine Brotkruste

gehabt hätte. Das peinliche Gefühl des „Zähhungers“ erfaßte ihn, daß er glaubte, sterben zu müssen.

Da entsann sich der Bergmüller der Waldschenke auf der Höhe, von der er nicht so sehr entfernt mehr sein konnte. Sie zu erreichen, war ihm vielleicht noch möglich. Und siehe der Gedanke an die Nähe der Rettung goß ihm schon neue Kraft in die Glieder. Er vermochte sich vorwärts zu arbeiten trotz Schnee und Wind.

Endlich nach mancher Anstrengung sah er das erstrebte Haus durch die dunklen Waldbäume schimmern. Er fühlte, daß er es erreichen würde. Aber mit der erwachenden Lebenskraft kamen ihm auch schon wieder neue Rachegeanken.

Dort in der Schenke, fiel ihm ein, konnte er zugleich mit seiner Restauration ganz bequem seinen Gegner erwarten. Dort mußte ja auch der Thalmüller, der wahrscheinlich erst spät und angetrunken sich auf den Heimweg machte, vorüber. Von dort konnte er ihm leicht nachgehen.

Was hernach werden sollte, daran dachte er nicht. Die Rache mußte um jeden Preis gefühlt werden und je eher desto besser. Hier aber war eine Gelegenheit, wie sie sich kaum besser finden konnte.

Als der Bergmüller etwas gegessen und eine Tasse guten Kaffee und einige Gläser Brantwein getrunken hatte, fühlte er sich körperlich wieder hergestellt. Desto heftiger nagte der Kummer über sein Geschick an seiner Seele. Obgleich der Wirt ihn gern in ein Gespräch verwickelt hätte, blieb er schweigsam und finster. Eine schwarze unheildrohende Wetterwolke konnte nicht finsterer sein, als er, indem er wie angenagelt an dem Fenster saß und mit

wahren Geierblicken auf die vom Schneesturm durchfegte Landstraße schaute.

Lange Zeit kam nichts vorüber. Gegen Mitternacht rasselte ein Fuhrwerk heran.

Das „Postfelleisen“ ist aber heute lange ausgeblieben, sagte die Wirtin. Es wird ja nahezu ein Uhr werden, bis es nach Lindheim kommt.

Ihr Mann hatte sich bereits schlafen gelegt und schnarchte ungeniert in dem Himmelbett in der Ecke. Die Frau dagegen besserte noch an den Feiertagsstrümpfen und Hemden der Kinder aus.

Der Postillon, der das Fuhrwerk führte, hielt still und trat, seinen Mantel abschüttelnd und vor Kälte pustend, herein. Für mich ein Viertelchen Schnaps und für meine Pferde ein Stück Brot. Wir sind halbtot. Schnell, schnell! Ich muß augenblicklich weiter.

Der Personenverkehr im Gebirge war nicht stark. Nur Morgens ging ein Personenwagen der Post nach Lindheim. Abends kamen die Briefe und Packete in einem gelb angestrichenen Postkarren, den ein Postillon zu fahren hatte.

Weil in alter Zeit aber ein Lederranzen an Stelle des jetzigen Kastens die Postsachen enthielt, hieß dieser Postkarren noch immer im Volksmund das „Postfelleisen“.

Der Postillon war längst fort. Noch immer saß der Bergmüller unbeweglich da.

Ich dachte, Ihr wolltet das Wetter abwarten, sagte die Frau ungeduldig. Sie verlangte nach Ruhe. Das Wetter hat sich aber doch gelegt. Es stürmt und schneit nicht mehr. Auch ist der Mond aufgegangen. Auf was wartet Ihr noch? Es ist fürwahr spät genug.

Die Frau konnte es nicht deutlicher sagen, daß sie

ihren sonderbaren Gast, der ihr fast unheimlich wurde, los sein wollte. Allein der Bergmüller schwieg hartnäckig, selbst auf ihre klarsten Worte wie Winke und starrte zum Fenster hinaus.

Die Frau dachte schon daran, ihren Mann zu wecken. Da auf einmal sprang der Müller hastig auf und lief, ohne ein Wort des Abschiedes zu reden, zur Thüre hinaus. Seine Beche hatte er schon früher berichtigt.

Dem rappelt's im Oberstübchen, meinte die Frau, während sie die Hausthüre abschloß. Als sie zurückkam und durch das Fenster ihm nachblickte, war keine Spur mehr von ihm zu entdecken.

Der Thalmüller und der Advokatenschreiber Biebler hatten lange bei dem Weine zusammengenessen und waren stets lustiger und herzlicher geworden. Endlich sagte der Thalmüller: Aber jetzt ist es Zeit, Herzbruder, daß wir uns auf den Weg machen. Du gehst also, wie verabredet, für die Feiertage mit auf die Mühle. Daheim hast Du nicht Kind noch Regel und kannst abkommen. Die Zeit würde Dir hier lang genug werden. Mir aber thust Du einen großen Gefallen. Wenn er etwas unternimmt, habe ich doch gleich einen Zeugen und Rechtsgelehrten an meiner Seite. Auf der Mühle wird es dabei die Feiertage hoch hergehen. Die Freude will doch genossen sein. Und es fehlt nichts. Ich habe zwei Schweine geschlachtet und ein Extrasäckchen im Keller, das angestochen wird. Indessen soll es auch, wie gesagt, sonst Dein Schaden nicht sein, wenn Du mir zu Willen bist.

Dem kleinen Schreiber war es nicht recht geheuer. Er hatte arge Manschetten vor dem Bergmüller. Aber die Fleischtöpfe der Mühle, wo er sich einmal die Feiertage nach Herzenslust „gutes thun“ konnte, wirkten zu verlockend.

Meinetwegen, sagte er. Und nun gingen die Herzbrüder Arm in Arm nach dem Logis Viebser's, um sich zu der Ausfahrt mit einem Sackpuffer und einem sogenannten Totschläger zu bewaffnen. Anders hätte es der Schreiber nicht gethan.

Auch ihr Weg durch die Schneewehen war noch mühevoll genug, obwohl der Sturm nachließ, aber der genossene Wein führte sie leichter als früher den Bergmüller über alles hinweg.

An einer scharfen Biegung der Straße blieben jedoch beide plötzlich wie auf Kommandoruf stehen und aus beider Mund kam es: Was ist das?

Dort stand ein lediges Pferd, das ihnen, als es sie sah, entgegenwieherte.

Da ist jemand verunglückt, sagte der Thalmüller näher herantretend, während der ängstliche Viebser mit gespanntem Sackpuffer ihm den Rücken deckte.

Oi das ist ja wahrhaftig das „Postfelleisen“, rief jetzt überrascht der Thalmüller, der seine Untersuchungen fortgesetzt hatte, und dort im Graben liegt der Postillon Peter maustot. Siehe, wie jetzt der Mond auf sein bleiches Gesicht fällt. Ha, mir grauet's. Komm, laßt uns weiter gehen. Droben in der Walschenke wollen wir es sagen.

Aber als Viebser merkte, daß keine persönliche Gefahr für ihn dort vorlag, konnte er nicht so leicht weggebracht werden. Er hatte einige Briefe liegen sehen, die aus dem zerbrochenen Postkasten gefallen waren und er glaubte mit dem Fuß wider etwas Hartes, das wie Geld klang, gestoßen zu sein.

Sollen wir die Briefe hier liegen lassen, daß sie der Sturm forttreibt? meinte er. Es können Wertbriefe dabei sein, die das Schneewasser ganz zerstört. Da ist wahr-

haftig einer mit fünf Siegeln und hier noch einer. Hast Du Schwefelhölzchen? Wir könnten einmal nachsehen, wieviel darinnen ist. Hier in meinem Hute bläst es der Wind nicht aus.

Streiche einmal an!

Wahrhaftig hundert Thaler! Und hier sind sogar zweihundert und fünfzig Thaler. Der kleinere enthält fünfzig Thaler. Die andern haben nur kleine Beträge. Was fangen wir aber nun mit den Briefen an?

Andere, die des Weges gekommen wären, wüßten, was sie thun sollten, meinte der Müller mit einem listigen Augenzwinkern.

Nun warum sollen wir es nicht auch wissen? Sollen wir die Einfalte sein und die Beute den andern lassen? fragte der Schreiber. Ich glaube, wir können es ebenso gut brauchen. Heraus kommen kann ja eigentlich nichts. Wer vermag denn später zu sagen, wer nicht alles diesen Weg gekommen ist? Außerdem muß der Sturm das Übrige thun. Wir werfen ein paar kleine Geldbriefe fort, damit sie der Wind mitnimmt in das Thal.

Aber sage einmal, Herzbruder, was machen wir mit dem da? Er hatte einen versiegelten Leinwandbeutel aufgehoben, in welchem es wie Gold klang.

Ja, was machen wir mit dem da? wiederholte der Müller, verlegen seinen Kopf kratzend. Wieviel ist es? Warte, ich leuchte dir.

Zweitausend Thaler in doppelten Friedrichsdor, rief fast erschreckt der Schreiber.

Das dürfen wir nicht liegen lassen. Um so viel Geld läßt sich schon etwas wagen, sagte in ganzer Bestimmtheit der Müller. Wollen wir es nicht gleich teilen? Der Mond scheint hell genug.



Während die Schurken das Geld zählten und noch nicht einmal sich die Mühe nahmen, nach dem Verunglückten zu sehen, beugte sich fortwährend das treue Roß über seinen Herrn und wieherte jetzt wieder laut, als wolle es die Unbarmherzigen zu Hülfe rufen. Diese fuhren erschrocken in die Höhe.

Hast Du nicht Schritte gehört, Thalmüller?

Nein. Wer soll sich überhaupt noch jetzt hier herumtreiben. Aber ich will einmal dort oben auf die Höhe steigen und Aussicht halten.

Ich sehe nichts, sagte der Müller. Aber komm jetzt!

Ich gehe besser heim, meinte der Schreiber, und besuche Dich morgen. Es fällt weniger auf. Der Bergmüller kann Dich in dieser späten Stunde nicht mehr genieren. Der liegt längst in den Federn.

Auch gut, erwiderte der Thalmüller, der an die Umstände zu denken anfang, die ein so unerwarteter Gast jetzt, wo alle daheim schliefen, machen würde und schritt nach Kräften vorwärts.

Dem Thalmüller wäre der Weg bergauf durch den fußtiefen Schnee auch allmählig recht sauer geworden aber ihm half der Freudenrausch, in welchem er sich befand, der durch den glücklich ausgeführten Raub womöglich noch eine Erhöhung gefunden. Er hätte singen und springen mögen. Sein Feind niedergeworfen und nun zur Erweiterung seines Geschäftes noch tausend Thaler im Sack. Er klopfte dagegen, daß das Geld klang. Wenn auch manchmal durch den schweren Kopf, den er sich angetrunken hatte, die Beine nicht mehr recht wollten, so schwand doch nicht seine Lustigkeit.

Einige hundert Schritte hinter der Schenke war er seitwärts abgebogen. Dort ging es nach dem Mühlthale.

Der Weg lief von da anfangs bergab und er kam rascher vorwärts.

Schon umweheten ihn Heimatlüfte. Er hatte nur noch eine Thalsenkung zu durchschreiten und die nächste Höhe zu erreichen, dann mußte er sein Haus in der Tiefe blinken sehen.

Hier hörte der Wald plötzlich auf. Man schritt auf das Feld von Kaltenweilshausen hinaus, dessen Kirchturm am Tage sichtbar war. Allein hier gerade schienen die Schneewehen alles zusammengehäuft zu haben. Es war fast nicht durchzukommen.

Der Müller fiel manchmal bis an die Brust in die Schneemasse hinein und arbeitete sich nur mit Mühe wieder empor.

Wieder saß er fest und konnte für den Anfang sich weder rückwärts noch vorwärts bewegen. Er hätte verzweifeln mögen. Da hörte er hinter sich jemand. Er dachte schon an Hülfe. Aber o wehe — vor Entsetzen stellten sich seine Haare auf dem Kopfe in die Höhe — der Mond beleuchtete das von triumphierender Wut glänzende Gesicht seines Todfeindes, des Bergmüllers.

Der Thalmüller wollte fliehen, aber er fühlte, daß ihm die Kräfte versagten. Er dachte sich zu wehren, aber die Furcht und das böse Gewissen lähmten ihm den Arm. Er berechnete, ob er das Mitleid seines Nachbars anflehen könne, aber jede Bitte um Erbarmen mußte wie Hohn klingen. Er sah sich um, ob ein Hülferuf nützen würde, aber nur die einsame Nacht und eine mondbeglänzte Schneewüste umgab sie. Niemand konnte ihn hören.

Todesangst und Verzweiflung erfaßten ihn. Noch vor kurzer Zeit hatten die schönsten Bilder seine Seele umgaukelt, jetzt that sich ein gähnender Abgrund vor ihm auf.

Er war rettungslos verloren. Wie der arme Sünder vor seinem Henker mußte er ruhig den fallenden Todesstreich abwarten. Er wollte beten. Er konnte nicht. Gibt es wirklich eine Gerechtigkeit Gottes?

Nun so morde mich, rief der Thalmüller. Du kannst ja doch nicht anders. Aber Gottes Fluch treffe Dich!

Ja, sagte der Bergmüller mit einer eisigen Ruhe, die dem Thalmüller das Blut in den Adern gerinnen machte. Du kommst nicht lebendig vom Platze.

Er hatte jetzt sein Opfer erreicht. Seine Riesenfaust umfaßte wie mit Eisenklammern seinen mächtigen Knotenstock, um ihn auf das unbewehrte Haupt des Halbohnmächtigen niederzusenken zu lassen. Horch! da klang hell und klar durch die stille Nacht über das Schneefeld her eine Kinderstimme: „Hülfe! Hülfe! Rettet oder ich bin verloren!“ In dem hoch erhobenen Arme und in dem eisernen Gesichte des Bergmüllers zuckte es. Er zögerte einen Moment. Aber sollte er sich die Gelegenheit der Rache entgehen lassen? Fester packte die Hand den Stock.

„Hülfe! Hülfe!“ klang es, aber schon schwächer. Zugleich fing drüben in dem Kloster Heiligenborn die nächtliche Christmette an zu läuten. Ein Schauer durchlief den Bergmüller. Er mußte an Weihnachten, an die Geburt des Heilandes denken.

Sein erhobener Arm sank herab.

Lauf hin für diesmal, sagte er. Ich kann jetzt nicht. Ein anderes Mal treffe ich Dich.

Jetzt vermochte der Thalmüller den Schnee zu durchbrechen. Wie ein verfolgter Hirsch stürzte er die nächste Anhöhe hinauf.

Oben angekommen, atmete er auf. Ein andermal! höhnte er. Wer weiß, wen es das andere Mal trifft?

Der Bergmüller aber war mit eiligen Schritten der Gegend zugelaufen, woher der Hülferuf des Kindes kam.

III.

Der Bergmüller wird weich und hart.

Wenn jemanden ein Unglück trifft, so glaubt er, daß die Last, die er zu tragen habe, die schwerste in der Welt sei. Allein wenn er sich umsieht, findet er immer noch schlimmeres, was ihm hätte geschehen können und wenn er den rechten Blick dafür hat, sieht er mitten durch das über ihm lagernde Gewölk die freundlichen Vateraugen Gottes fürsorgend auf sich gerichtet.

Ähnliche Gedanken mochten damals durch die Seele des Bergmüllers gehen, als er einen Knaben aus Kaltenweilshausen, den er aus dem Schneegrab gezogen hatte, auf dem Arme hielt und mit feuchten Augen an sich drückte.

Was hätte er denn gehabt, wenn er den Thalmüller tot geschlagen hätte? Er hätte neben seiner Mühle auch noch seine Ruhe und seinen Herzensfrieden eingebüßt und hätte neben seiner Armut noch die schrecklichsten Gewissensbisse zu tragen gehabt. Mit welchem Gefühle hätte er seiner fragenden Frau und seinen Kindern gegenübergestanden? Und wie hätte er weiter leben können? Der Himmel verschlossen und die Angst auf der Erde. Und wenn seine That ans Licht gekommen wäre, wenn man ihn in Fesseln geschlagen abgeführt.

Er wagte die Gedanken nicht auszudenken, sondern segnete die Weihnachtsglocken wie den Hülferuf des kleinen

Verunglückten und blickte gerührt zu dem sternfunkelnden Himmel empor, der ihn vor dem Schwersten behütet hatte.

Der harte Mann war merkwürdig weich geworden. Vielleicht hatte ihn auch das Wehe und das Leid des armen Knaben, welchen er gerettet hatte, gerührt.

Es war das Kind des Schullehrers von Kaltenweilshausen, der wie der Bergmüller zuerst aus dem weinenden Munde des Kleinen erfuhr, an der Lungenentzündung erkrankt war und nun im Sterben lag. Der Knabe hatte nicht von der Seite seines totfranken Vaters weichen wollen. Denn derselbe hatte sonst niemand mehr als ihn. Aber der Kranke drängte mit einer fieberhaften Ungeduld, daß sein Sohn ginge und seine Schwester, die in Lindheim wohnte, an sein Sterbebett rief. Der Knabe hatte ja recht gut gewußt, warum er gehen sollte.

In dem Schulhause zu Kaltenweilshausen herrschte Armut, aber die unverheiratete Schwester des Lehrers war reich. Sie hatte von einer vornehmen Dame, bei welcher sie lange in Diensten gewesen war, ein schönes Kapital vermacht erhalten und durch Sparsamkeit und günstige Spekulation verdreifacht und vervierfacht. Nach des Lehrers Plan sollte sie nun, wenn er stürbe, sich des verwaisten Knaben annehmen. Das wäre ja auch das Natürlichste und Einfachste gewesen. Doch die Sache hatte ihre Schwierigkeiten.

Einmal war die Tante „Binchen“ so farg und geizig, wie nur je eine alte Jungfer sein mochte und dann bestand eine gewisse Spannung zwischen den Geschwistern, die aus Kleinigkeiten entstanden, durch ihren Mietsmann und Gewissensrat, Herrn Viebser, fortwährend gesteigert worden war, daß schon lange jeder Verkehr der nahen Verwandten aufgehört hatte.

Allein der gute Lehrer dachte im Angesichte des gewaltigen Todes müßten alle diese Kleinigkeiten schweigen, da müßte der Mensch großartiger Entschlüsse fähig sein und wenn er nur einmal seine Schwester da hätte, wolle er ihr schon das Versprechen abringen, daß sie für sein Kind Sorge tragen wolle. Indessen alle Botschaften an Tante Binchen waren bisher unbeantwortet geblieben.

Es ist nicht richtig bestellt worden, tröstete sich der arme Kranke. Wenn aber einmal sein Liebling selbst, sein August, hinginge und eine herzbewegende Darstellung der Sachlage gäbe und die Tante des Knaben schönes, offenes Gesicht gewahre und in seine sprechenden großen Augen, die sie voll Thränen anfleheten, hineinsähe, dann müßte sie ja von Stein sein, wenn sie nicht käme.

August hatte nicht solche Hoffnungen wie sein Vater, aber er durfte nicht länger widerstehen. Auch wollte er den Arzt, der in Lindheim wohnte, bitten, daß er noch einmal den Abend seinen Vater besuchte, dessen Zustand ihm immer bedenklicher wurde.

Als der Knabe Abschied nahm, schluchzte er laut und schmerzlich an der Brust seines so innig geliebten, demütig milden Vaters und warf noch einen langen, langen Blick auf ihn, als hätte er geahnt, daß er ihn nicht wiedersehen würde.

Den Arzt fand der Knabe nicht zu Hause und als er kam, sagte er, daß er heute unmöglich kommen könne, daß er aber morgen früh bei Zeiten draußen sein wolle.

Bei der Tante, wo August seine ganze kindliche Beredsamkeit erschöpfte, und die schmerzlichsten Thränen weinte, wurde wegen der Wichtigkeit des Falles Herr Biebsen in die Beratung gezogen.

Dieser erklärte, als er hörte, worum es sich handele, mit einer solchen Bestimmtheit, daß ihm seine hell krähende Stimme fast überschnappte: Sie dürfen nicht hingehen, Fräulein Jakobine, Sie dürfen nicht. Bei diesem Wetter ein solcher Weg wäre bei ihrer zarten Gesundheit ein Attentat auf ihr eigenes Leben, ja es wäre geradezu Selbstmord. Ich weiß ja, Sie sind edelmütig und würden alles andere vergessen, ja Sie würden, ich kenne Sie dafür, durch Schnee und Sturm an das Sterbebett Ihres Bruders eilen, aber ich bitte Sie, zu bedenken, daß der Mensch auch Rücksichten und Verpflichtungen gegen sich selbst hat. Ihr für so viele kostbares Leben muß um jeden Preis erhalten werden.

Die einzige Möglichkeit für Sie, diese Reise zu machen, wäre die, wenn Sie eine Chaise nähmen. Aber zufällig ist der Herr Amtsrichter heute mit des Löwenwirts Chaise über Land. Es bliebe Ihnen also nur übrig, Extrapost zu nehmen, was Ihnen aber immerhin eine Ausgabe von vielleicht fünf bis zehn Thaler machen könnte.

Ich soll mit Extrapost nach Kaltenweilshausen fahren und mich in solche Ausgaben stürzen? kreischte Tante Vinchen. Schon der Gedanke an solche Verschwendung konnte ihr Krämpfe bringen. Nein, das kann mir kein Mensch zumuten. Das verlangt auch mein Bruder nicht. Dafür ist er immer zu rücksichtsvoll gewesen. Ach, daß er schon so frühe sterben muß, der gute Bruder.

Sie fand einige Thränen. Nachdem sie dieselben mit großer Umständlichkeit abgewischt hatte, sagte sie zu ihrem Neffen: Du siehst, mein Kind, wie nahe mir das Schicksal Deines Vaters geht und wie leid es mir ist, daß ich nicht zu ihm eilen kann. Aber es thut's wahrhaftig nicht.

So gehe denn allein zurück, mein Söhnchen und sage

Deinem Vater: Ich wolle ihm alles von Herzen vergeben, was er gegen mich gesündigt hat. Denn das wird ihm die meiste Unruhe machen. Aber meinetwegen soll er ruhig sterben. Man soll immer bereit sein, zu vergeben und zu vergessen. Vergebet, so wird euch vergeben.

Bei Euch daheim wird, wenn Dein Vater stirbt, wohl nicht viel übrig bleiben. Ihr habt nie verstanden, Haus zu halten. Aber ich kann nichts für Dich thun. Darauf darfst Du nicht rechnen. Ich muß meine Sachen zusammen halten, daß ich selbst genug habe. Für Dich sorgt ja auch schon die Lehrerwaisenkasse und für alles andere wird die Gemeinde aufkommen müssen. Wenn Du übrigens konfirmiert wirst, komm zu mir. Dann werde ich auch etwas zu Deinen Konfirmationskleidern beisteuern. Du sollst wissen, daß Du eine Tante hast.

Sie schenkte darauf ihrem Nessen, der krank und schwach aussah, eine Tasse von ihrem dünnen Nachmittagskaffee ein. Dazu fand sich noch eine Brotkruste. Du sollst nicht ungespeist aus dem Hause Deiner Tante gehen, sagte sie mit einer gewissen Würde.

Herr Viebser fühlte sich wahrhaft gerührt von diesem Edelmut. Der arme Knabe aber konnte vor Thränen des Schmerzes und des Unmutes kaum die paar Bissen hinunter würgen.

Wenn er auch die ganze niederträchtige Heuchelei dieser Menschen nicht begriffen hatte, so hatte er doch eine gewisse Empfindung der Unwahrheit und Verstellung derselben. Am meisten aber kränkte es ihn, daß seine Tante noch seinem frommen braven Vater vergeben wollte, da doch sie eigentlich an dem ganzen Mißverhältnis schuld gewesen war, indem sie früher stets seine verstorbene gute Mutter zu tadeln und zu schelten hatte und später seinen

Vater wegen eines von ihr entliehenen Kapitals fortwährend gequält und zuletzt noch mit Verklagen gedrohet hatte. Aber er erwiderte nichts. Der große Schmerz um seinen teuren Vater nahm ihm alle Worte. So beredt er noch anfangs gewesen war, als er Hoffnung hatte, so stumm verhielt er sich jetzt. Mit einer Anstrengung, die weit über seine Jahre hinausging, überwand er das bittere Wehegefühl über seine Abweisung und über das ihm so schnöde angebotene Almosen. Er wischte sogar seine Thränen ab und nahm rasch und kühl Abschied.

Allein, als er draußen vor dem Städtchen nur mit Schnee und Sturm allein war, da schluchzte er, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen.

Er eilte, so schnell er konnte, heimwärts. Vor seinen Augen stand das bleiche, eingefallene Gesicht seines kranken Vaters, das mit Sehnsucht immer nach der Thüre gerichtet war, zu schauen, ob sein Kind und seine Schwester bald kämen. Ja heim, heim! O hätte er Flügel. Eine fieberhafte Unruhe erfaßte ihn. Sein Herz that ihm wehe vor heißem Verlangen. Wenn sein Vater stürbe und er wäre nicht da. Doch immer ärger tobte der Sturm und das Wetter. Die Schneewirbel raubten ihm die Sinne. Seine Kräfte versagten. Er konnte kaum noch Widerstand leisten. Die Nacht kam heran. Siehe, da merkte er plötzlich, daß er den Weg verloren hatte. Entsetzen packte ihn. Wohin nun? Wie sollte er sich zurecht finden? Er rannte bald nach dieser, bald nach jener Seite, bis er übermüdet an einer Waldecke zusammenbrach.

„Gott! Gott! Hülfe, Hülfe!“ Wie inbrünstig betete er. Auf einmal fiel ihm ein, daß Weihnachtsabend war. Welche fröhliche Weihnachten hatte er schon gehabt, als seine Mutter noch lebte. Er sah bei hellem Kerzenschein

ihr liebendes Antlitz sich zärtlich über ihn beugen. Er fühlte die segnende Hand seines guten Vaters auf dem Haupte.

„Vater, Mutter!“ rief das verlassene Kind mit zuckendem Munde. Er raffte sich wieder auf. Die Sehnsucht nach seinem Vater und die Liebe zum Leben trieb ihn vorwärts. Ein immerwährendes Gebet im Herzen und ein herzergreifendes Jammern auf den Lippen irrte er in der Schneewüste. Wer kann es sagen, wie lange.

Endlich ging der Mond auf. Neue Hoffnung beseelte ihn. Er fand auch die Thalsenkung, welche nach Kaltenweilshausen führte. Aber plötzlich stürzte er in einen Abgrund. Als er sich wieder aus der Schneemasse, die ihn umgab, emporarbeiten wollte, fühlte er, daß es nicht ging. Er hatte entweder seine Beine gebrochen oder verrenkt. Dieselben versagten ihren Dienst. Er dachte zu sterben. Nur instinktmäßig rief er um Hülfe.

Aber siehe, da fassen ihn ein paar starke Arme und an die Brust seines Retters gelehnt, dem er kurz seine Not erzählt hatte, wurde er, vor Erschöpfung schlafend, wie ein kleines Kind heimwärts getragen.

Der Bergmüller fand, obwohl es beinahe Morgen war, als er nach Hause kam, noch seine Frau und sein ältestes Mädchen wach und ängstlich seiner harrend. Indem er seine Last, die ihm schwer genug gemacht hatte, niederlegte und seinen Schweiß abwischte, sagte er mit einer gewissen Bitterkeit in der Stimme: Meinen Prozeß habe ich verloren und Haus und Äcker dazu, aber den da habe ich unterwegs gefunden. Er deutete auf den noch halb-ohnmächtigen Knaben.

Um Gotteswillen, rief die Frau, das ist ja Schullehrers August. Sein Vater ist heute Abend gestorben. Weiß er es schon?

Nein. Der arme Bube, erwiderte der Bergmüller, es ist schade um den Schulmeister. Er war der Besten einer. Aber so ist es in dieser schlechten Welt. Die braven Leute sterben und die Schurken leben. Wenn der Bube mir nicht dazwischen gekommen wäre, dann wäre der Thalmüller ein toter Mann gewesen.

Gott, meine Ahnung! rief die Frau. Ja, daß habe ich gefürchtet, als du so lange ausbliebst. Da mußte ich auch schon, daß es mit dem Prozeß nicht gut ausgefallen war, und daß du auf irgend eine Unthat sänneest. Gretchen und ich haben Stunden lang auf den Knien gelegen und gebeten: Gott möge dich behüten, daß deine Hände rein blieben von dem Blute des Thalmüllers.

Deswegen ist es ihm doch nicht geschenkt, sagte trotzig der Müller. Mag ihm nun der Himmel beigestanden haben oder der Teufel. Ich glaube wahrhaftig, der Teufel war es. Der Kerl muß Zauberkünste verstehen. Denn als hier der Bube um Hilfe rief, und als die Christmette in Heiligenborn läutete, konnte ich nicht auf ihn niederschlagen. Keine Gewalt der Erde hätte mich dazu gebracht. Ich war wie gebannt. Der Kerl muß bannen können. Aber es soll dem Schuft nichts helfen, und wenn er sich mit Himmel und Hölle verbindet.

Mache dich nicht schlechter als du bist, Jakob, sagte vorwurfsvoll seine treue Frau. Hier ist vom Bannen gar keine Rede. Dein eigenes gutes Herz, was du niemals verleugnen kannst, ist dir dazwischen gekommen und gar nichts Anderes. Der gute Gott aber hat unser Gebet erhört und hat den Hilferuf des Kindes gesandt, gleichsam als einen Engel, der dich zurückhalten sollte vom Mord. Wir können Gott unser Leben lang nicht dankbar genug dafür sein.

Der Bergmüller wurde feuerrot im Gesichte. Er hatte ja anfangs ähnliche Gedanken gehabt. Aber dann war wieder der ganze Unmut über ihn gekommen, und er suchte sich geflissentlich die Geschichte anders auszulegen, als sie gewesen war. Auch jetzt blieb der Zorn Herr in ihm.

Meinetwegen, sagte er, seine Augenbrauen finster zusammenziehend, mag ihm auch Gott geholfen haben. Aber ich will trotz dem Himmel mein Recht und meine Rache haben. Ich habe es dem schlechten Hunde geschworen, als ich eben vor seinem Hause stand.

Die sanfte Müllersfrau sah ihren Mann mit entsetzten Augen an. Gretchen, sagte sie zu ihrem Kinde gewandt, gehe in das Bett. Du sollst deinen Vater nicht lästern hören.

Als das Kind gegangen war, lehnte sie sich ihrem Manne an die Schulter und schluchzte laut. Jakob, wie kannst du solche frevelhaften Worte ausstoßen? Fürchtest du denn nicht das Gericht Gottes? Wie darfst du die heilige Weihenacht entweihen? Weißt du nicht, daß die Engel sangen: „Frieden auf Erden“?

Ich kann keinen Frieden halten mit einem Spitzbuben, der mir Haus, Hof und Geschäft gestohlen hat und mich ganz und gar vernichten will, polterte der Bergmüller, der immer härter und trotziger zu werden schien.

Ich will dir auch jetzt, weil wir doch einmal gerade daran sind, meinen Entschluß für die Zukunft mitteilen.

Ich gehe nach Amerika.

Die Frau war anfangs erschrocken, allein sie faßte sich rasch wieder. Das soll mir schon recht sein, so hart mir es auch ankommen mag, von hier zu scheiden, antwortete sie. Wir gehen damit all dem schlimmen Hader hier aus dem Wege. Und wenn ich dich nur habe und

die Kinder, überall ist die Erde Gottes. Auch hat mancher schon drüben sein Glück gemacht und eine neue Heimat gefunden.

Du verstehst mich nicht, Marie. Ich gehe allein, erwiderte der Bergmüller.

Du gehst allein? fragte schreckensbleich die arme Frau, und willst mich und die Kinder im Stiche lassen?

Wenn ich das wirklich wollte, hätte ich dir es nicht zuerst mitgeteilt, antwortete der Bergmüller. Nein, ich gehe, um drüben Geld zu erwerben, weil es dort leichter ist, etwas zu verdienen, und um so rasch wie möglich zurück zu kehren und beim Gericht zu appelliren und den Prozeß weiter zu führen. Ich muß mein Recht und meine Rache haben um jeden Preis. Ich gehe auch, weil ich es in allen Adern fühle, daß es über kurz oder lang zu einem Unglück zwischen mir und dem Thalmüller kommt, wenn wir zusammen bleiben. Ich kann ihn nicht vor Augen sehen, ohne daß mich der Drang ankommt, ihn tot zu schlagen.

Ja, das ist ja recht. Es ist am besten, wenn ihr auseinander kommt, meinte die Frau. Aber warum können wir nicht zusammengehen? fragte sie in tiefstem Schmerze, während ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Weil es auch nicht einmal den Anschein gewinnen soll, als flöhen wir vor ihm, erwiderte der Müller mit funkelnden Augen. Dürfen wir unsere Mühle und unser Recht hier aufgeben? Der Thalmüller würde schön ins Häustchen lachen, wenn er sagen könnte: er habe uns nach Amerika getrieben und würde sich so breit wie möglich in dem Thale machen.

Marie, du sollst mir sein wie eine Besatzung in einer Burg, die sich unter keiner Bedingung übergibt, und wenn

du mich lieb hast, hältst du Stand und wankst und weichst nicht, bis ich zurückkehre. Hörst du? Das mußt du mir in die Hand versprechen.

Wenn du darin nicht einwilligst, suche ich auf anderem Wege meine Rache, die dir noch weniger gefällt. Aber Rache muß ich haben.

Ach Gott, ach Gott! jammerte das arme, geknickte Weib.

Jetzt begann der Knabe, der auf einer Art Sopha lag, leise im Schlafe zu weinen. Da sprang die Frau auf und sagte: Es ist Zeit, daß ich mich um den unglücklichen Jungen kümmere.

Schaffe dir den Buben bei Zeiten wieder aus dem Hause! sagte der Müller. Du wirst, wenn ich fort bin, mit unseren Kindern allein schon deine liebe Not haben.

Den behalte ich, erwiderte die Frau. Das ist mein Weihnachtsgeschenk, das Gott mir durch dich gesandt hat.

Sie sah ihn mit einem so großen Blicke an, daß ihr Mann nichts zu entgegnen wagte.

IV.

Wie sich eine verlassene Frau zu wehren hat.

Nicht immer führen die Starken und Gewaltigen das Größte durch auf der Erde. Unser Herr Jesus sagt nicht ohne Grund: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erbreich besitzen.“ Die anspruchlos milde, emsig bescheidene Weise hat gar häufig einen viel bedeutenderen Erfolg gehabt als die glänzendsten Gaben und die rücksichtsloseste Energie. Die Kleinen erreichen den Preis, den die Stolzen aufgeben müssen.

So haben wir oftmals die merkwürdige Erscheinung, daß Witwen oder sonst verlassene Frauen große Geschäfte oder die Verwaltung von Gütern unter ungünstigen Verhältnissen in ihre schwachen, zarten Hände nahmen und das fertig brachten, woran die starken Männer verzweifeln zu Grunde gingen, oder daß Frauen mit starker Familie und nur geringen Einnahmen leichter durch das Leben kamen und ihren Kindern eine bessere Erziehung gaben, als da der Mann noch lebte, der doch die glänzendsten Einnahmen hatte.

Solche mackeren Weiblein gewähren aber auch einen rührend, lieblichen Anblick. Ihre Kinder, die die Verlassenheit der Mutter fühlen, drängen sich in ihren verschiedenen Abstufungen an Größe um sie herum, als wollten sie ihr alles, was sie noch haben, sorgend schützen vor den Stürmen des Lebens, und als wollten sie die Schwache stützen und ihr eine Unterlage geben, daß sie besser stehen könne. Vorzüglich ist es der älteste Sohn, der ihr schon bis an den Hals reicht und der stolz und zärtlich zu ihr aufblickt, denn er kann ihr schon etwas sein. Und weiter ist es das schlanke Töchterlein, das der Mutter Taille umfaßt. Sie kann schon hantieren und arbeiten in der Haushaltung. Aber alle wollen helfen und nützlich sein.

Jeder gute Mensch sieht mit sichtlichem Anteil auf die nette Haushaltung und die reinlichen Kinder und freut sich des Friedenshauches, der nach dem Sturme durch das Haus hinzieht, und wünscht und gönnt ihnen so recht von Herzen alles Gute. Und Gottes Auge blickt gar freundlich auf die betenden Waislein und auf die demütig vertrauende Witwe und gibt seinen Segen zu allem.

Kann man aber glauben, daß auch selbst gegen solches schwer errungene Glück, noch der Neid, der Haß und die

Bosheit der Welt ihre schlimmen Schleichwege gehen? Gilt hier nicht das Wort: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgerniß kommt, es wäre demselbigen Menschen besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, wo es am tiefsten ist“?

Die arme, verlassene Frau, die wir im Auge haben, ist die Bergmüllerin, und ihr böser Feind ist der Thalmüller.

Der Bergmüller war wirklich nach Amerika gegangen, wie er sich vorgenommen hatte.

Als am folgenden Tage, am ersten Weihnachtsfeste, die Feierylocken riefen, hatte er mit seiner Frau noch einen gemeinsamen Kirchgang zum Gottesdienste in Kaltenweilshausen gemacht. Dann ware beide bei dem Pfarrer gewesen. Die Bergmüllerin hatte es durchgeseht, daß ihrem alten, treuen Seelsorger der Fall vorgelegt werden mußte. Aber auch den beredten Worten dieses ehrwürdigen Mannes gegenüber war der Bergmüller starrköpfig geblieben. Er betonte nur immer sein Recht. Von dem Rachegefühl, das in ihm glühete, sprach er freilich nicht.

So gehe denn meinetwegen in Gottes Namen, weil du nicht anders kannst, hatte endlich schmerzgequält die Frau gerufen, und der Pfarrer hatte nach beiden Seiten hin beruhigt und getröstet.

Hierauf war das Ehepaar zur Leiche des braven Schullehrers gegangen, um dem armen August, der mit dick angeschwollenen Gelenken daheim im warmen Bette lag, von den letzten Augenblicken seines Vaters und von den Einrichtungen, die man zu seiner Beerdigung getroffen hatte, zu berichten. Ganz zuletzt aber hatten der Müller und die Müllerin noch einen reichen Bauer aufgesucht, der das Geld zur Überfahrt nach Amerika und zur Bestreitung der Prozeßkosten schießen sollte und waren die vorbereitenden

Schritte zur Aufstellung einer Hypothek geschehen, worin die Mühle und die dazu gehörigen Äcker verpfändet wurden. Der Müller gab schon vorläufig seine zustimmende Unterschrift bei dem Bürgermeister ab.

O, das waren harte, schwere Gänge für die Ehegatten gewesen. Das Herz wollte ihnen zerspringen vor verhaltenem Wehe. Aber kein Teil wagte zu reden, um den anderen nicht zu kränken. Sie waren einst ein reiches, stolzes, vielbeneidetes Paar gewesen, und nun nach einigen Jahren gemeinschaftlichen Wirtschaftens mußten sie ihr sämtliches Vermögen verpfänden und mußten sich voneinander trennen, um die letzte Rettung zu versuchen.

Als sie auf dem Heimweg oben auf der Höhe standen, wo man das ganze Thal und die beiden Mühlen überschauen konnte, rangen beide sprachlos mit ihrem Schmerze. Die Frau hatte sich zuerst wieder gefaßt. Sie sagte: Wir wollen mit Gottes Hilfe in Geduld das schwere Geschick tragen, das über uns gekommen ist, und voll fröhlicher Hoffnung ausschauen, daß wieder alles gut werden mögen.

Der Bergmüller, der recht wohl wußte, daß sie sein Prozessieren nicht gerne gesehen hatte und über die Prozeßkosten grollte, daß sie seinen Weggang schwer empfand und dadurch einer fast unerträglich schweren Zeit entgegenging, wurde durch diese Milde auf das tiefste ergriffen. Mit Thränen in den Augen umfaßte er sie und küßte sie.

Marie, sagte er: Ich habe dich immer gerne gehabt. Aber ich meine, ich hätte dich nie mehr geliebt wie heute. Es zerreißt mir wahrhaftig das Herz, daß ich von dir gehen muß. O, wenn ich nur einen Ausweg wüßte, aber ich weiß keinen.

Der rauhe Bergmüller war nie freundlicher und herzlicher gewesen als an den beiden Tagen, die er noch in der Familie weilte.

Am Begräbnistage des Lehrers nahm er Abschied. Er hätte doch nicht geglaubt, daß das Scheiden so hart sei. Aber das Herz wollte ihm fast brechen, als er eins von den Kindern nach dem anderen auf den Arm nahm und küßete und segnete. Doch das Schwerste war die Trennung von seiner treuen, liebevollen Gattin.

Sie hatten beide noch dem braven Lehrer die letzte Ehre erwiesen. Die ganze Gemeinde war versammelt gewesen. Als alle sich wieder entfernt hatten, waren sie allein auf dem Kirchhofe zurückgeblieben.

Ich muß mich eilen, daß ich nicht den Abendzug in M . . . versäume. Es ist ein weiter Weg dahin, sagte er mit beklemmter Stimme.

Seine Frau starrte ihn thränenlos an, sie hatte so viel geweint; aber in ihre großen Augen war ihre ganze Seele getreten, ihre unendliche Liebe und ihr unendliches Leid.

So willst du wirklich fort Jakob? sagte sie mit einer Stimme, die sein ganzes Innere erheben machte. Ich bin noch immer wie im Traume. Ich kann es nicht denken und nicht fassen. Ich dachte, wenn wir einmal auseinandergehen, dann könnte es nur hier im Grabe sein. Sonst wäre nichts da, was uns trennen könnte. Ist denn die Rache stärker als die Liebe, Jakob?

Nach diesen Worten brach sie in einen ganzen Strom von Thränen aus. Der Bergmüller war leichenblaß geworden. Er fürchtete, noch in der letzten Stunde seinem Vorsatz untreu zu werden.

Er drückte ihr in höchster Bewegung die Hand. Sprechen konnte er nicht. Dann zog er sie an sich und gab ihr einen langen Kuß, während seine Thränen ihre Stirne neigten. Lebe wohl, brach er mit halberstickter Stimme hervor. Ich komme wieder. Nach diesen Worten sprang er hastig über die Gräber hinweg, ohne sich umzusehen.

Seine Frau aber war mit einem lauten Schrei auf das frisch aufgeworfene Grab des Lehrers hingefunken. Gab es etwas Härteres, als von ihrem treuen, braven Manne geschieden zu sein? Ach, sie war noch nicht am Ende ihres Leides.

Herr Biebsjer war während der Feiertage Gast in der Thalmühle gewesen, zur großen Freude des Thalmüllers. Es war dort gesotten und gebraten worden. Man hatte getrunken und gesungen und sich nach Herzenslust lustiert, während droben in der Bergmühle trüber Kummer und Sorge zu Tische saßen. Trotz ihrer Lustigkeit hatten die Herzbrüder übrigens nicht vergessen, die Bewegungen ihres Feindes zu beobachten. Es schien immer einer an dem Guckloch zu sein.

Als sie seinen Plan erfuhren, nach Amerika zu gehen (auf dem Lande spricht sich ja alles herum), jauchzten sie laut. Heute gebe ich etwas Extraes zum Besten, rief der Müller. Herr Biebsjer aber sprang fast deckenhoch.

Den sind wir auf immer los, sagte er mit grinsendem Lachen. Nichts Besseres hätte er thun können. Dem schiebe ich einen Kiegel vor, daß er niemals mehr daran denkt, zurück zu kommen. Mit der Witwe aber und den Kindern werden wir schon fertig werden.

Er flüsterte seinem Herzbruder etwas in das Ohr, worauf dieser jubelnd umher tanzte.

Diebser, du bist der gescheiteste Mensch, den der Erdboden trägt, rief er. Komm laß dich umarmen! Wenn wir die That auf ihn wälzen können, wird für unsere Sicherheit am Besten gesorgt. Siehe, das nenne ich einmal zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Ha, ha, ha!

Der Diebstahl an dem Postfelleisen machte ihnen doch mehr Gedanken, als sie sich gestehen wollten. Die Sache verursachte größeren Rumor, als sie anfangs gedacht hatten. Der in jener Schneesturmnacht verunglückte Postillon lieferte nicht bloß während der müßigen Feiertage, sondern noch lange nachher den Gesprächsstoff in Lindheim und Umgegend und gab Anlaß zu den verschiedenartigsten Vermutungen.

Er war zuerst von etlichen Katholiken entdeckt worden, welche in der Frühe aus dem sonst evangelischen Lindheim durch den tiefen Schnee nach Heiligenborn wanderten, um dort am Weihnachtsfeste ihren Gottesdienst abzuhalten. Der arme Postknecht war noch am Leben. Sein treues Pferd stand noch immer neben ihm. Er starb aber bald darnach, als man ihn in ein warmes Zimmer gebracht hatte. Zu sprechen vermochte er nicht mehr, obwohl er wilde Gestikulationen machte, als wenn er noch etwas offenbaren wollte, was ihm schwer auf dem Herzen lag.

Niemand empfand mehr Freude über dieses rasche Ende des Postillons als die beiden herzlosen Schurken auf der Thalmühle, die nicht einmal vor dem treuen Tiere erröteten, sondern ihr besonderes Glück priesen, daß der Mann zu rechter Zeit gestorben sei. Sie fühlten nicht die geringsten Gewissensbisse, daß der vermeintliche Tote noch am Leben gewesen war und sie dadurch ihre Habgierde nicht bloß zu Räubern, sondern auch durch die unterlassene Hilfe zu Mördern stempelte. Es konnte sie

jetzt niemand mehr verraten, und wenn irgendwie ein Verdacht aufsteigen wollte, hatten sie den Bergmüller, der auch desselben Weges gekommen sein mußte. Er hatte sich nicht ohne Grund nach Amerika durchgemacht.

Das Gericht wollte anfangs nur einen einfachen Unglücksfall annehmen und damit die Sache abgethan wissen. Als aber von der Post gemeldet wurde, daß etliche Wertstücke fehlten, darunter ein Beutel mit Gold, den unmöglich der herrschende Sturm hinweggeweht haben könne, erschien plötzlich die Geschichte in einem anderen Lichte. Ein Diebstahl mußte sicher angenommen werden, wenn nicht gar ein Raubanfall.

Jetzt war die genaueste Untersuchung notwendig geworden. Die Ärzte mußten sich noch einmal aussprechen und ebenso etliche Sachverständige, welche man heranzog, ob nicht trotz dem ersten Anschein eine Gewaltthat dem Sturz des Postkarrens und dem Tode des Postillons zu Grunde liegen könne. Aber alle waren einstimmig der Ansicht, daß hier allein wohl Schnee und Sturm und die rasche Biegung des Weges die Schuld an dem Unglück, trügen, daß aber bei dem hilflosen Zustand des Gefallenen von Vorübergehenden leicht der bemerkte Diebstahl hatte ausgeführt werden können und daß daraufhin wohl die Bemühungen des Sterbenden gegangen wären, Mitteilung darüber machen zu wollen.

Durch das Zeugniß der Wirtin aus der Waldschenke, die der Postillon zuletzt lebend gesehen und gesprochen hatte, wurde nun ziemlich genau die Zeit festgestellt, wann der Postkarren umgestürzt sein konnte, und von welcher Stunde an man auf Vorübergegangene fahnden und diese zur Untersuchung ziehen dürfe.

Bei dem Verhör der Wirtin wurde auch der Name des Bergmüllers genannt, aber auf denselben kein Gewicht gelegt, weil der Mann ja sicherlich auf dem Heimwege begriffen gewesen und man nicht annehmen konnte, daß er den beschwerlichen Weg noch einmal zurückgemacht haben würde, um den Postkarren zu berauben, von dessen Umsturz er unmöglich Kenntniß hatte.

Dagegen kam der Thalmüller in Untersuchung, dem man seinem Rufe nach wohl solche Streiche zumuten durfte, und der nach Aussage des Hausknechtes aus dem Löwen ungefähr um die von dem Gericht ausgerechnete Zeit das Wirtshaus mit Herrn Biebsjer verlassen hatte.

Aber der Thalmüller leugnete, überhaupt nur den Postkarren gesehen zu haben, und Herr Biebsjer schwur, daß es eine Stunde früher gewesen sei, als sie beide zusammen das Wirtshaus verlassen hätten und er den Thalmüller auf den Weg gebracht habe, er wisse es ganz genau, denn er habe eine durchaus richtig gehende Uhr und habe auch die Wirtsuhr beim Fortgehen mit der seinigen verglichen.

Ihm wurde nicht widersprochen. Der Kellner im Löwen, welcher entscheiden sollte, hatte geschlafen und mußte nichts. Gäste waren den Abend nur wenige dagewesen und zu früh weggegangen, um bei dieser Frage in betracht zu kommen.

So stand dem Eide des Herrn Biebsjer nur die einfache Behauptung des Hausknechtes gegenüber, der sich in seiner Zeitangabe bloß auf sein Gefühl stützte, da er keine Taschenuhr besaß, und man wegen des Sturmes keine Kirchenuhr hatte vernehmen können. Die Untersuchung gegen den Thalmüller mußte deswegen wieder aufgehoben werden, zumal sich sonst keine Verdachtsgründe ergaben.

Andere Personen, die in der Nacht oder früh morgens den Weg sollten gegangen sein, wurden nicht weiter entdeckt. An den Leuten, die zuerst am Morgen das Fuhrwerk gefunden hatten, haftete nicht der geringste Verdacht. Auch ergaben alle Ausschreiben in Zeitblättern, wo die Wertpapiere und die verschwundenen Goldstücke beschrieben waren, kein Resultat. So wurde die Untersuchung, ohne irgend ein Resultat ergeben zu haben, bis auf weiteres eingestellt.

In der Bergmühle, wo später einmal der ganze Aufbruch branden sollte, wurde damals am allerm wenigsten von dem Diebstahl gesprochen. Man hatte ja keine Ahnung, daß irgend welche Beziehung zwischen ihrem Hause und dem verunglückten Postillon statthaben könne, und hatte im Augenblick fürwahr zu viel eigenen Kummer, um Interesse zu zeigen für fremde Angelegenheiten.

Doch gerade das verschiedenartige Leid, das damals unter einem Dache herrschte, half den einzelnen Teilen leichter über dasselbe hinwegkommen.

Wenn die Bergmüllerin den stillen aber tiefen Schmerz des nur langsam genesenden, sanften Knaben sah, der mit einer unglaublich innigen Liebe an seinem treuen Vater gehangen hatte, vergaß sie über den Trostworten, die sie ihm spendete, ihr eigenes Wehe. Und wenn der verständige Junge beobachtete, wie tapfer die Frau das schwere Geschick, das so plötzlich über sie hereingebrochen war, ertrug, wie sie niemals den inneren Gram so weit über sich Herr werden ließ, daß sie in ihrer nie ruhenden Thätigkeit das Geringste in der Haushaltung versäumte oder in der Sorgfalt für ihre Kinder nachließ, schämte er sich seiner Weichheit und raffte sich gewaltsam auf.

Als aber die erste herbe Trauer über den Verlust seines Vaters sich milderte, drückte ihn der Gedanke, was aus ihm werden sollte. Er konnte doch nicht gut in der Mühle bleiben, so sehr sein Herz darnach verlangte. Die Frau hatte mit ihren fünf Kindern wahrlich Last genug, die er nicht noch vermehren durfte, zumal er ihr nichts dafür bieten konnte. Es wurde ja kein Hehl in der Mühle von der jetzigen Armut gemacht.

Er so gut wie der alte Knecht des Hauses, der treue Balzer, mußten, daß jetzt dreitausend Thaler Kapital auf der Mühle und den Äckern standen, und daß neben der Lebensnotdurft noch hundertundfünfzig Thaler Zinsen aufgebracht werden mußten, was fast zur Unmöglichkeit wurde, da die Mühle so zu sagen still gestellt war. Allerdings hatte der Bergmüller versprochen, Geld zu schicken, aber man konnte nicht wissen, wie es ihm glückte, und da mußte die Frau vor allen Dingen alles aufbieten, um jedenfalls die Zinsen zu bezahlen, um so die Mühle zu erhalten.

August sprach deswegen eines Tages mit bebenden Lippen von seinem Fortgehen. Aber da wurde die Bergmüllerin wahrhaft böse. Mit vor Eifer gerötetem Gesichte sagte sie: Ich lasse jetzt niemand mehr fortgehen aus meinem Hause. Es ist genug, daß mein Mann fortgegangen ist. Das fehlte mir noch, daß ich dich in die kalte, fremde Welt hineinjagte. Da könnte ich gerade so gut eines meiner Kinder fortjagen. Denn du bist mein Kind so gut wie die anderen. Dich hat mir Gott geschenkt und dich behalte ich auch. So lange wir zu essen haben, hast du auch zu essen und müssen wir einmal entbehren, entbehrst du mit; aber Gott wird weiter helfen.

Mit rinnenden Thränen umarmte der verlassene Knabe zärtlich die brave Müllerin und sagte: So darf ich dich

Mutter nennen? Ich will dir sicherlich ein treuer und dankbarer Sohn sein.

Ja, das sollst du, sagte die tief gerührte Frau, den Knaben herzlich küssend. Weißt du, ich habe dich schon die ganze Zeit wie meinen ältesten Sohn betrachtet. Du bist mir bereits eine Stütze in der Verlassenheit, das kann ich dir sagen. Denn du bist klug und gescheit, mit dir kann man schon ordentlich Rat pflegen. Das wird aber immer mehr werden.

In der That war der Knabe ein wahrer Segen für das Haus.

Durch seinen bescheidenen und doch eifrigen Gehorsam seiner neugewonnenen Mutter gegenüber, der aus der Fülle eines dankbaren Herzens kam, durch seine Wahrhaftigkeit und Frömmigkeit und durch sein feineres Denken und Fühlen übte er unwillkürlich einen großen Einfluß auf die Entwicklung der übrigen Kinder aus, die ihm in allen Stücken nachzuahmen suchten, ja auf den ganzen Ton des Hauses. Die Kinder sahen zu ihm auf wie zu einem Wesen höherer Art. Ihre Verehrung und Anhänglichkeit kannte keine Grenzen. Er war der Leiter ihrer Spiele, und wenn er nicht mitspielte, wollten sie lieber gar nicht spielen, sondern begleiteten ihn und halfen ihm bei seinen Arbeiten.

Wo er war, war Unterhaltung und Anregung. Abends aber erzählte er ihnen lange, wunderbare Geschichten, die manchmal so grausig waren, daß dem alten Balzer vor Spannung die Pfeife ausging. Derselbe behauptete, noch kein Winter sei ihnen so schön und schnell vorübergegangen, als jetzt da Schulmeisters August bei ihnen wäre.

August hatte von seinem Vater eine besondere Vorliebe für Gärtnerei und zumal für Blumen geerbt, die

er zum Nutzen der Haushaltung zu verwerten suchte. Einen Vorrat von Hyacinthen- und Tulpenzwiebeln, die er im Nachlaß seines Vaters vorfand, brachte er zum Blühen und verkaufte sie darnach in der Stadt. Ebenso brachte einige Prachteremplare ausländischer Gewächse, die sein Vater mit der größten Sorgfalt aufgezogen hatte, bei dem gräflich Lindheimischen Gärtner an und erhielt von diesem mancherlei wertvolle Ableger, aus denen er wieder die schönsten Blumenstöcke zog.

Die Bergmüllerin wollte das Geld nicht nehmen, aber August bat so innig, daß sie sagte, sie wolle es denn auf die Zeit der Not zurücklegen.

Durch seinen Erfolg war August so glücklich und stolz geworden, daß er schon mit Plänen umging, in dem großen, fruchtbaren und warm gelegenen Mühlgarten eine Gärtnerei anzulegen. Doch durfte zum Glück vor der Hand von diesen Lustschlössern abgesehen werden. Das Wasser des verachteten Bächleins lief im Nachwinter und Frühling so kräftig, daß die Mühle fortwährend im Betrieb sein konnte. Jedermann aber kam und wollte auf der Bergmühle gemahlen haben, so daß die Frau die Aufträge fast nicht erledigen konnte. Zugleich brachten zumal die Kaltenweilshäuserinnen, wenn sie ihren Besuch machten, in der Schürze etwas mit, bald Äpfel, bald Dürrobst, bald Speck und Würste von der Schlachtung, bald ein Bündel Flachs oder Wolle, wodurch jedesmal die Bergmüllerin in Verlegenheit geriet und aus allen Kräften mehrte. Aber dann hieß es: Es ist wegen des August und des alten Lehrers, den wir nicht vergessen können.

Durch die Bedrängnis, in welche die Müllerin durch die gehäuften Aufträge kam, entwickelten sich bei ihr Gedanken, die in ihrer Ausführung sich höchst vorteilhaft

ermiesen und ihr eine ständige Einnahmequelle und einen gewissen Ersatz für die verlorene Mühle gewähren konnten.

Ihr Mann hatte ihr einmal gesagt, die großen Dampfmühlen und das ausländische Getreide würde ihre Mühlen noch ganz lahm legen. Man könnte das Mehl dort billiger beziehen, als sie es mahlen könnten. Daran mußte sie jetzt denken und kaufte in ihrer Not ein gehöriges Quantum Mehl, das sie nach Abzug des üblichen Gewichtes den Bauern für das eingebrachte Getreide lieferte.

Sie stand sich nicht schlecht dabei und die Bauern auch nicht, die dadurch ein feineres Mehl bekamen und dem trügerischen Thalmüller entgingen, der sie nicht mehr zwingen konnte, bei ihm mahlen zu lassen, da sie überhaupt gar nicht mahlen ließen, sondern nur tauschten. In der Bergmühle aber entwickelte sich, auch als die Mühle still stehen mußte, ein ungemein reges Mehlgeschäft, zu dem sich später noch eine Bäckerei gesellte. Die unternehmende Frau baute nämlich ihren Backofen weiter aus, nahm einen Bäckergehilfen an und suchte ein so feines, hübsches Brot zu backen, daß sie selbst den Lindheimer Bäckern Konkurrenz zu machen anfing.

Damals kam auch ein Brief aus Amerika, worin der Bergmüller seine glückliche Ankunft meldete und sein besonders günstiges Geschick pries, daß er einen Mann getroffen habe, der ihm bald zu Reichthum verhelfen würde, so daß ihm möglich wäre, schon bald wieder zurückzukehren.

O, wie leuchteten die Augen der jungen Müllerin, wie wahrhaft glücklich erzählte sie jedermann von der in Aussicht stehenden Heimkunft ihres Mannes, wie berechnete sie mit ihren Kindern und August, der in der Geographie erfahrener war, seine Heimreise, wie stolz wollte sie ihm alles zeigen, was sie in seiner Abwesenheit ein-

gerichtet und ausgeführt hatte. Neues Leben keimte in dem Thale nach harter Winterzeit. Lachende Fröhlichkeit und heiteres Glück blühte in der Bergmühle. Der Sonnenschein lag so hell und warm auf dem Hause, daß alle Menschen mit Lust dort aus- und eingingen. Man hätte gewünscht, daß es immer so bliebe und sich so weiter entwickele. Aber schon war der Störenfried thätig, um Unkraut unter den Weizen zu säen. Die Sonne schien vielleicht deswegen so warm und so hell, weil sie mußte, daß sie auf lange Zeit untergehen müsse.

Der Thalmüller hatte schon lange mit neidischen Augen die rege Entwicklung des Geschäftes seiner Nachbarin beobachtet und hatte die Zeit kaum erwarten können, den vernichtenden Schlag gegen sie zu führen. Doch der kluge Viebser hielt ihn zurück. Je bessere Geschäfte sie macht, sagte er, in desto größeren Verdacht kommt sie. Denn niemand traut der armen Witwe zu, daß sie ohne geheime Hilfsmittel ihre Lage so rasch und glänzend habe bessern können.

Ja, das ist jetzt noch mein einziger Trost, erwiderte der Müller, daß ich weiß: Auch meine Zeit wird kommen. Aber ich ärgere mich zu viel, wenn ich Tag für Tag sehen muß, wie ihr immer mehr Leute zulaufen, und wie meine Mühle fast öde liegt.

Da bin ich ganz anders, meinte Herr Viebser: Ich lasse dem Mäuschen noch recht gerne die Freude, ein wenig herumzuhüpfen, wenn ich weiß, daß ich ihm jeden Augenblick den tödlichen Streich versetzen kann. Doch wenn du eben anders genaturt bist, so rate ich dir, einfach nicht hinzusehen. Dann ärgerst du dich auch nicht. Dagegen ist es notwendig, daß wir noch warten. Ich habe noch wichtige Geschäfte vorerst zu erledigen. Wenn

wir aber einmal die Sache mit der Bergmüllerin angefangen haben, darf ich mich nicht zerstreuen. Da heißt es alle Sinne zusammengefaßt. Dazu verlieren wir nichts. Denn die Frau arbeitet uns, wie gesagt, mit ihrer bewundernswerten Thätigkeit und Umsicht fortwährend entgegen.

Man muß nur alles zu benutzen wissen, fügte er sich fichernd die Hände reibend hinzu.

Der Thalmüller wollte dem Räte seines Herzbruders folgen und nicht mehr hinsehen, aber es ging nicht. Wie von unsichtbarer Gewalt gezogen, mußte er immer wieder seine Augen nach dem Thor der Nachbarmühle richten und sich immer von neuem ärgern, daß er fast gelb und schwarz wurde.

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Herr Viebser kam selbst heraus. Er hatte von dem Brief des Bergmüllers gehört.

Jetzt ist es Zeit, rief er. Jetzt dürfen wir nicht länger zögern. Der Bergmüller soll uns nicht über den Hals kommen. Jetzt ist auch die nötige Spannung da. Das Gericht hat seine Unfähigkeit eingesehen, etwas herauszubekommen, worüber die Post natürlich sehr ärgerlich ist. Jetzt wird auf die geringste Spur, die sich zeigt, mit einem wahren Jagdeifer verfolgt.

Einige Tage darauf erschien beim Gericht ein anonym-er Brief mit sehr verstellter Handschrift, durch welchen das Gericht aufgefordert wurde, falls ihm daran gelegen wäre, den richtigen Postdieb herauszubringen, bei der Bergmüllerin Haussuchung zu thun. Der Bergmüller sei nicht ohne Grund ein paar Tage nach dem Verbrechen nach Amerika durchgebrannt und nicht ohne Grund blühe das Geschäft der Bergmüllerin. Niemand könne begreifen,

woher sie das Geld nähme, indem sie doch so ungeheure Gerichtskosten hätte bezahlen müssen.

Der infame Brief war ohne Namensschrift und konnte deswegen leicht Verleumdung sein, aber das Gericht stürzte sich sofort mit ganzer Energie auf die ihm vorgezeichnete falsche Fährte.

Der schlaue Herr Biebsen hatte vortrefflich gerechnet. Die Verlegenheit der Gerichtsherren war zu groß, und die amerikanische Reise des Bergmüllers und der sich so rasch darnach entwickelnde Wohlstand der Frau waren allzu einleuchtende Verdachtsgründe. Es mußte gegen die Bergmüllers vorgeritten werden.

V.

Eine Hausfuchung mit verschiedenen Smz.

Es war ein taufrischer Sommermorgen, so herrlich, wie ihn nur das schöne Wald- und Gebirgsthal der Schwarzbach geben konnte. Der von der Morgensonne geküßte Waldeßodem wehete einem so erquickend entgegen, daß man glaubte nie genug bekommen zu können von diesem erfrischenden Lebensselement, während das Auge nicht satt wurde an dem tiefglänzenden Waldeß- und Wiesen-grün und das Ohr den uralten, unergründlichen Melodien lauschte, die der Wind und das Wasser rauschten, und den lustigen Weisen, die die Vögel hineinzwitscherten und die Heimchen hineinzirpten.

Die Bergmüllerin kam eben aus dem Garten, wo sie ein wenig hantiert hatte, einige üppige Salatköpfe in der Schürze für das Mittagessen und einen Henkel reifer Kirschen für ihren kleinsten Liebling in der Hand. Ihre

Wangen aber glüheten rot wie die Kirichen und aus ihren blauen Augen strahlte es so frisch und freudig wie die Morgensonne im Thal. Sie war wegen etlicher Kunden, die kaufen wollten, in das Haus gerufen worden.

Eben kamen auch die Kinder mit geröteten Gesichtern aus Kaltenweilshausen, wohin sie in die Schule gegangen waren, schon wieder zurück und riefen von weitem ganz glücklich: Wir haben keine Schule, Mutter. Es sind Heuserien, — acht Tage Heuserien. Hei, was wollen wir uns freuen und lustig sein.

Siehe da kamen drei schwarze Gestalten das Thal herauf. Die Kinder liefen neugierig herbei. Einer mußte ein Jäger oder ein Gensdarm sein. Er trug Waffen. Aber er war nicht die Hauptperson, sondern ein hochgewachsener, grauer Herr mit scharfen Augen und einem furchtbar, ernstesten Gesicht, das gar nicht in den lachenden Sommermorgen hineinpassen wollte.

Der Gensdarm suchte unwillkürlich ein Paar eiserne Handschellen zu verbergen, als der ältere Herr die Kinder fragte: Ist eure Mutter zu Hause? Ja, antworteten diese einstimmig und so ehrerbietig, als ob sie in der Schule wären.

Die Bergmüllerin glaubte anfangs, es seien vorübergehende Herren, die irgend eine Erfrischung in der Mühle beehrten. Aber als dieselben in einem gewissen Geschäftston fragten: Sind sie die Bergmüllerin? wurde es ihr auf einmal unheimlich. Sie wußte selbst nicht warum. Aber noch ängstlicher wurde ihr zu Gemüte, als der ältere Herr in der Stube angekommen, ihr barsch gebot, sich zu setzen, während der Gensdarm sich an die Thüre stellte und der andere bleiche Herr Papier und Schreibzeug hervorholte. Obgleich sie sich keines Unrechtes bewußt war,

war ihr Herz gepreßt, daß sie laut hätte aufschreien mögen. Sie atmete tief und wurde bald blaß, bald rot.

Wie heißen Sie? fragte der alte Herr, nachdem er sich als Untersuchungsrichter vorgestellt hatte.

Marie Fuhr, geborene Blum.

Wie alt sind Sie?

Zweiunddreißig Jahr, drei Monate.

Wie heißt Ihr Mann?

Jakob Fuhr.

Wie alt ist er?

Sechsenddreißig Jahr.

Wo ist Ihr Mann jetzt?

In Amerika, in New-York.

Haben Sie seine Adresse?

Ja.

Warum ist er nach Amerika gegangen?

Der Richter hatte eine Brille aufgesetzt, um besser die vor ihm liegende Schrift lesen zu können, fixirte aber die Frau über die Brille weg.

Die Bergmüllerin geriet einen Augenblick in Verlegenheit, aber sie dachte: Es ist immer am besten die Wahrheit zu sagen.

Wir hatten kein Geld mehr, antwortete sie darum. Aber mein Mann wollte um jeden Preis den Prozeß gegen den Thalmüller weiterführen und sein Recht verfechten. Da ist er nach Amerika gegangen, um Geld zu erwerben.

Hm, hm! murmelte der Richter. Kein übler Grund. Jedenfalls gut eronnen.

Was wissen Sie von dem am Weihnachtsabend, nicht weit von Lindheim, verübten Postdiebstahl? fragte er jetzt plötzlich.

Die Frau blickte ihn mit großen, verwunderten Augen an. Nicht viel, erwiderte sie. Was man so gehört hat. Wir hatten damals wenig Lust und Zeit, uns darum zu kümmern.

Ihr Mann steht in dem dringendsten Verdacht, der lang vergeblich gesuchte Postdieb zu sein, und Sie sind angeklagt, daß Sie Mitwisslerin des Verbrechens und Fehlerin der gestohlenen Sachen wären.

Der Untersuchungsrichter war ein ungemein scharfer Beobachter, und seinen Augen entging kein Zug und kein Blick des Schuldigen. Aber trotz der überraschenden Frage vermochte er nichts in dem Gesichte der Frau zu entdecken, was jene scheue Verlegenheit des Verbrechers verriet, die selbst der Frechste zeigt, wenn er so direkt und plötzlich angegangen wird.

Wohl war sie überrascht von der schrecklichen Beschuldigung und wurde bald blaß, bald rot, aber als sie sich ein wenig gefaßt hatte, übermannte sie die Entrüstung. Mit flammenden Augen stand sie plötzlich so drohend vor dem Richter, daß der Gensdarm glaubte einspringen zu müssen.

Die sanftesten Wesen können durch widerfahrenes Unrecht ihre ganze Natur verleugnen und einen furchtbaren Zorn zeigen. Das schüchterne Reh selbst wendet sich zuletzt gegen seine Verfolger, und das scheue Huhn schützt seine bedroheten Küchlein.

Wie können Sie sich erkünnen, meinen ehrlichen, braven Mann einen Dieb und einen Spitzbuben zu heißen und mir, die ihr Leben lang noch nichts veruntreut hat, solche verruchten Dinge vorzuwerfen? Unser Haus ist ein rechtschaffenes. Da werden Sie keinen unrechtlichen Pfennig finden. Wenn wir auch arm sind, sind wir doch ehrlich.

Die arme, gequälte Frau brach in einen Strom von Thränen aus. Da kamen durch die von dem Gensdarmen nicht mehr behütete Thüre die sämtlichen Kinder herein und stellten sich um die Weinende, als wollten sie dieselbe verteidigen. Augusts Augen blitzten die Herren vom Gerichte an, während er die Hand seiner treuen Adoptivmutter suchte.

Es war ein so rührender Anblick, daß der Untersuchungsrichter sich nicht sogleich wieder davon reißen konnte. Erst nach einer Weile gebot er dem Gensdarmen, die Kinder wieder hinauszuführen.

Wo ist Ihr Mann in jener Nacht gewesen? inquirierte er die Frau jetzt weiter. In der Waldschenke, erwiderte die Bergmüllerin sich fassend.

Was hat er dort gethan?

Es ist am besten, ich sage alles gerade heraus, meinte die Frau, die noch immer Thränen in den Augen hatte. Er hat dem Thalmüller aufgelauert. An dem Tage war der Prozeß entschieden worden. Der Thalmüller aber hat als ein Schurke an uns gehandelt. Mein Mann wollte sich darum an ihm rächen. Aber Gott hat ihn vor schwerer Missethat bewahrt. Denn als er den Thalmüller fest hatte und schon den Stock hob, erscholl der Hilferuf von Schulmeisters August, der im Schnee verunglückt war und den mein Mann statt dessen rettete.

Hm, hm! räusperte sich wieder der Richter, dem ein neues Licht aufging. Gerade die Aussage der Wirtin aus der Waldschenke, die der Richter schon denselben Morgen gehört hatte, war außerordentlich verdächtigend für den Bergmüller ausgefallen. Jetzt wurde dessen sonderbares Benehmen klar. Aber der Thalmüller konnte dann

auch nicht in so früher Stunde seinen Heimweg gemacht haben, wie er angegeben hatte.

Ein neues Hm, hm! des Richters ertönte, und durch sein ernstes Gesicht zuckte ein heller Strahl.

Ist der Knabe zu sprechen? fragte er.

Ja. Wir haben ihn als Kind angenommen, da sein Vater in jener Weihnachtsnacht starb. Er war vorhin im Zimmer.

August trat in die Stube. Der Richter betrachtete mit Wohlgefallen das schöne, edle Gesicht des Knaben und die klugen, hellen Augen desselben.

Wie heißt du?

August Hütwohl, Sohn des verstorbenen Lehrers Hütwohl in Kaltenweilshausen.

Wie alt bist du?

Dreizehn Jahre.

Wie bist du in den Schnee gekommen in so später Nachtzeit?

August erzählte.

Hast du den Thalmüller gesehen und erkannt?

Ich habe Stimmen gehört, aber ich habe den Thalmüller nicht erkannt und ihn auch später nicht mehr gesehen. Er war schon fort.

Das ist schade, sehr schade.

Wir müssen nun doch zu einer Haussuchung schreiten, sagte der Richter, mit einem gewissen Widerwillen in seiner Stimme. Schließen Sie einmal den Kasten oder die Kommode auf, wo Sie ihr Geld verwahren, Frau Müllerin!

Die Bergmüllerin führte die Herrn in ihr Schlafzimmer und schloß dort ein Käschränkchen auf. Der Untersuchungsrichter warf einen scharfen Blick hinein und zog sofort ein paar Fünfsthalerscheine, die ganz oben lagen, hervor.

Als er sie sah, erschrak er sichtlich. Er hielt sie gegen das Licht.

Geben sie einmal die Nummerliste der gestohlenen Wertscheine her, Herr Aktuar, sagte er mit grimmig ernstem Gesichte. Als er die Nummer verglichen hatte, nickte er mit dem Kopfe. Dann fuhr er mit harter, zornbebender Stimme die Bergmüllerin an: Wo haben Sie diese Papiere her? Wissen Sie, daß dieselben zu den der Post gestohlenen Geldern gehören? Wissen Sie, daß diese Papiere sie und ihre Familie unglücklich machen?

Der Richter hatte sichtlich einen guten Eindruck von der Familie des Bergmüllers empfangen und fühlte sich nun bitter enttäuscht.

Auch die Frau hatte sich von dem ersten Schrecken erholt und fing schon an, aufzuatmen. Aber unter diesem Schlage knickte sie zusammen. Jedermann mußte ja jetzt sie und ihren Mann für schuldig halten, nachdem man das gestohlene Geld unter ihrem Gelde gefunden hatte. Sie war so verwirrt, daß sie kaum antworten konnte. Mit aller Kraft mußte sie ihre Gedanken zusammenfassen.

Ach, das ist ja das Geld von dem Manne, der gestern Abend in der Dämmerung da war und Mehl bestellt hat. Sein Knecht sollte es heute abholen, rief sie plötzlich, sich wieder aufrichtend.

War das Verstellung oder war es Wahrheit? Der Richter sah scharf über seine Brille nach der Frau hin und fragte seinen Aktuar: Konnte jemand wissen, daß wir heute hierher gingen?

Dieser zuckte mit den Achseln und meinte: Das Amtspersonal konnte es vermuten.

Habt Ihr den Mann gekannt? fragte der Richter.

Leider nicht, weinte die Frau.

Hat jemand den Mann gesehen, oder war jemand während der Verhandlung zugegen?

Die Bergmüllerin besann sich. Ich weiß nicht. Ich glaube nicht. Meine Leute waren sämtlich anderswo beschäftigt.

Ich habe ihn gesehen, als er eben fortgehen wollte, rief August. Was er für Geld gegeben hat, habe ich aber nicht bemerkt.

Hast du ihn gekannt? fragte der Richter.

Nein, erwiderte August. Nur seine Stimme kam mir bekannt vor. Ich habe mir ihn deswegen auch genauer angesehen.

Wie sah er aus?

Er hatte schneeweißes Haar und einen auffallend starken Bauch. Von dem Gesichte konnte man nichts sehen, denn auf dem Kopfe trug er einen großen, schwarzen Hut, der ihm fast das ganze Gesicht überdeckte. Sonst war er in Bauerntracht und hatte hohe Stiefel und einen langen, blauen Kittel. Seine Stimme aber klang merkwürdig hell.

Wo hattest du diese Stimme schon gehört?

Bei meiner Tante in Lindheim.

Wer ist das?

Jungfer Jakobine Hütwohl in der Untergasse, die Schwester meines Vaters. Bei ihr habe ich einen jungen Herrn gesehen, der hatte eine ähnliche Stimme.

Wer wohnt dort? fragte der Richter den Gensdarmen.

Herr Viebser.

Der Richter fuhr auf, als hätte er einen elektrischen Schlag empfangen. Hm, hm, hm! räusperte er sich.

Die Untersuchung wurde fortgesetzt, allein sie ergab nichts weiter. Nur der Gensdarm fand unter dem Tische

einen zusammengedrückten Ballen Papier, aus dem sich die Couverts der gestohlenen Wertbriefe entwickelten.

Der Richter räusperte sich wieder: Hm, hm! und murmelte für sich: Fein, fein, vielleicht zu fein! Aber er zeigte sein undurchdringlichstes Gesicht.

Die Bergmüllerin stürzte jammernd vor dem Richter auf die Knie und flehete unter Thränen: Ach, Herr, machen Sie uns nicht unglücklich! Erbarmen Sie sich der verlassenen Kinder! Wir sind ja unschuldig, so wahr ein Gott im Himmel lebt. Ich will nicht selig werden, wenn ich weiß, wo die Papiere herkommen. Das ist hier alles wie Hexenwerk, wie Teufelspuck.

Während dessen war der Gensdarm mit seinen klirrenden Handschellen vorgetreten. Er konnte nichts anderes denken, als daß die Bergmüllerin schuldig sei und verhaftet werden müsse.

Mit entsetztem Blick gewahrte die arme Frau die Werkzeuge in des Gensdarmen Hand und ahnte ihre Bedeutung. Ein Schauer lief durch ihren Körper.

Sie stieß einen Verzweiflungsschrei aus, der jedem durch Mark und Bein dringen mußte. Draußen jammerten und weinten die Kinder.

Barmherziger Gott im Himmel, erbarme Du Dich. Alle Menschen haben mich verlassen, rief sie mit gerungenen Händen.

Der Richter sah mit finster zusammengezogenen Brauen das Beginnen des Gensdarmen und sagte trotz einer gewissen Mäßigung in der Stimme noch barsch genug, zu dem Voreiligen: Gensdarm, stecken Sie ihre Eisen ein! Sie können jetzt Ihren übrigen Geschäften nachgehen. Ich habe Sie hier nicht weiter nötig.

O Gott, o Gott! rief die Frau, als wenn ihr eine Zentnerlast von dem Herzen gefallen wäre. Sie wollte dem Richter die Hand drücken. Aber dieser wandte sich mit einer gemachten Härte ab und sagte streng: Schaffen Sie, daß Ihr Mann so schnell wie möglich aus Amerika zurückkommt. Sie wissen nicht, wie wichtig seine Rückkehr für Sie ist. Es ruhet ein schwerer, schwerer Verdacht auf Ihnen, und nur Ihrem Manne ist es möglich, denselben zu zerstören. Schreiben Sie in dieser Stunde an ihn. Ja noch besser — telegraphiren Sie an ihn!

Diese erwiderte mit ängstlich verlegenem Gesichte: Alles Unglück kommt über mich. Der Mann von gestern Abend hat den Brief, worin die Adresse steht, mitgenommen. Er sagte, er hätte einen Bruder in Amerika, und es interessirte ihn alles, was er von dort lesen könne. Heute wolle er den Brief mit seinem Knechte zurückschicken.

Der Richter starrte schweigend und mit finsterem Gesichte zu dem Fenster hinaus. Glauben Sie, daß ich den Brief von dem Manne zurückbekomme? fragte schüchtern und beklommen die Frau.

Schwerlich! antwortete darauf der Richter, aber schaffen Sie uns diesen Mann, der die Scheine gebracht hat, dann brauchen Sie ihren Mann nicht.

Als der Richter und sein Aktuar auf dem Heimwege waren, fragte der Richter den ältlichen Schreiber: Was halten Sie von dem Fall?

Schuldig, natürlich! Augenscheinlich schuldig! Aber raffiniertes Pack, sagte dieser.

Der Richter pfiff leise vor sich hin und meinte: Ich wollte, Gott gäbe uns eine Handhabe, um ein paar der abgeseimtesten Schurken zu entlarven. O, es ist schrecklich,

wenn man mit sehenden Augen jemanden Unrecht thun muß. Wir vermögen auch auf dem Gerichte nicht viel. Wir sind nur etwas als Handlanger Gottes.

VI.

Was das für Mann ist, der den Bergmüller reich machen soll.

Auf dem Boadwan in New-York, jener breitesten und längsten Straße aller Weltstädte, schritt die lange, sehnige Gestalt des Bergmüllers. Er sah gerade aus, als wenn er eben von der Bergmühle nach Lindheim gekommen wäre, um dort seine Geschäfte zu erledigen. Ein Paar lange, dunkelgraue Tuchhosen, die ein wenig unten wegen des Schmutzes umgeschlagen waren; ein Paar derbe, ungewichste Stiefel mit etwas schief getretenem Absatz; ein blauleinener Kittel über dem tuchenen Sonntagnachmittagskamisol; eine breitrandige, noch ziemlich neue, hellblaue Kappe, den festen Weißdornstecken in der Hand und seine sämtlichen Habseligkeiten in einem Schnupstuch an einem blaugewürfelten Regenschirm auf seiner Schulter baumelnd — so schlenderte er breitspurig, aber mit einer gewissen zögernden Scheu über das höchstbelebte Trottoir.

In der Straße zu Lindheim, wo oben der Bäcker Trott wohnte, dem er oft Mehl geliefert hatte, und rechts der Kaufmann Sauereffig, in dessen Laden ihn jeder Vehrhub kannte, und links der Blechschmied Schenk, der ihm die neue Kántel an das Haus gemacht hatte, und wo unten der gastliche Löwe winkte, ging er mit schwerem Tritte einher. Aber hier war Amerika. Da lag nicht in einer guten Stunde Entfernung die Bergmühle, sondern zwischen

ihr und dem Trottoir, worauf er schritt, mochte das Weltmeer, der große atlantische Ozean. Alles war dabei so neu, so fremd.

In der breiten Straße erschienen die massenhaften Fuhrwerke, Omnibusse, Pferdebahnen, Chaisen, Pferde, fast wie dicht aneinander gedrängte Rähne und Schiffe, die lärmend auf einem Strome dahinschwammen. Die mannigfaltig gestalteten und gefärbten Fußgänger dagegen liefen in einer Hast und Wichtigkeit an ihm vorbei, als wenn jeder etwas verloren oder vergessen hätte. Und die Paläste und Läden, die die ungeheure Straße einfaßten, waren ihm ebenso viele unnahbare Schlösser.

Er fragte hier und dort, sich verlegen bei einem der Vorbeirennenden erkundigend. „I can not understand“ war die einzige Antwort, die man in der seltsamen Eile noch erübrigte, ihm hinzuwerfen, wovon er nur die Laute „Önderstánt“ unterschied.

Es hätte ihm gehen können, wie jenem treuherzigen deutschen Handwerksburschen in Amsterdam, dem überall ein kan nit verstan entgegentönte, und der sich daraus einen Herrn Kanitverstan machte, über dessen Schicksal er seine moralischen Reflexionen anstellte.

Auch über das „Önderstánt“ hätte man seine Betrachtungen machen können. Der Bergmüller erfuhr, daß das Verschiedenartigste, wonach er fragte, immer „Önderstánt“ hieß. Die Wirtschaft, wo er am besten Unterkunft fand, nannte sich: „Önderstánt.“ Das Auswandererbüreau, das er eigentlich gleich hätte aufsuchen sollen, lag in „Önderstánt.“ Der nächste Deutsche hier, bei dem er sich Rat holen konnte, hatte ebenfalls den Namen „Önderstánt.“ Selbst die Straße, auf der er war, führte zuletzt nach „Önderstánt.“

Mit höhnischer Schadenfreude sah man dem gehassten Dutschman nach. Denn das war er unverkennbar. Er gehörte zu den Tausenden von deutschen Auswanderern, die einen Stock in der Hand und ein Paar Strümpfe und ein Hemd im Schnupstuch, herüberkommen, sich bald breit genug machen in dem neuen Lande und die anderen verdrängen. Denn so dumm und verkehrt sie sich auch anfangs stellen mögen, haben sie einmal Wurzel gefaßt und Boden gewonnen, schreiten sie unaufhaltsam weiter und sind unberechenbar, wie bald und wie hoch sie die Eingeborenen überragen werden.

Der da schien aber wieder einer von der rechten Sorte zu sein. Kein Geld im Beutel, um das man ihn betrügen konnte, aber Schwielen an den Händen und eine unverwüßtliche Kraft in den sehnigen Gliedern und in dem treuen, trotzigen Auge, die nicht tot zu machen war.

Da war es eine wahre Wollust, ihm den Weg ins Land erschweren zu dürfen und sich durch Hohn im voraus für seine späteren Erfolge zu entschädigen.

Der Bergmüller hatte viel von den Schwindlern und Betrügern gehört, denen man so leicht am Hafen in die Hände falle, und hatte beschlossen, pfiffiger zu sein und sein Glück auf eigene Hand zu probieren. Mit finsterem Gesichte verschmähte er alle Hilfe und Zurechtweisung, die sich ihm bot, und war allein seines Weges gegangen.

Wie die meisten hatte er höchst unklare Vorstellungen von dem, was ihn in Amerika erwartete, aber das dachte er doch, daß es ihm, der arbeiten, ja riesenhaft arbeiten wolle, nicht fehlen könne. Doch niemals in seinem Leben hatte er sich so verlassen, so hilflos gefühlt, als mitten in dem Menschengedränge der großen Weltstadt.

Er war totmüde und in verzweifelter Stimmung. Ach wenn er nur den Hafen hätte wieder erreichen können! Horch! Da rief es deutsch von der Fahrstraße herüber: Hannes, Peter, Philipp, Jakob — oder wie du heißen magst — wenn du ein Stück Geld verdienen willst, komm hierher und hilf mir den Karren drücken. Ich merke, daß ich alt werde. Ich kann nicht mehr.

Dem Bergmüller klang dieser Zuruf wie eine Engelsstimme. Es war doch einmal wieder ein deutscher Laut, der an sein Ohr drang. Er durfte hoffen, einen Landsmann zu treffen, mit welchem er sich zu verständigen vermochte.

Mit einigen gewaltigen Schritten war er bei dem Karren und half ihn schieben. In solchen Augenblicken höchster Verlegenheit nimmt man es mit der Person nicht genau, mit der man in Verbindung tritt. Man hat eben keine Wahl. Sonst wäre das verschrumpfte Männchen mit den verschlagenen, blinzelnden Auglein, das ihm die Hand zum Einschlagen entgegenstreckte, nicht so sehr nach dem Herzen des Bergmüllers gewesen, daß er sich ihn extra ausgesucht hätte.

Er sah sich ihn gar nicht an, sondern ergriff nur die ihm gebotene Hand. Sie war ja eine Retterhand, die ihn, der in Gefahr schwebte, in einem Menschenozeane unterzugehen, herausreißen konnte, und der Versinkende fragt nicht den Hilfebringenden: Wer bist du?

Auch dürfte eine längere Unterhandlung in dem umgebenden Gewühle eine reine Unmöglichkeit gewesen sein. Hier hieß es einfach: vorwärts mit dem Strome, wenn man nicht umgerissen werden wollte. Dem Bergmüller war es dabei im Grunde einerlei, wohin es ging und wer ihn führte, wenn er nur einmal einen sicheren Ort

als Ruhepunkt fand, von wo aus er sich weiter nach einem Unterkommen umsehen konnte.

Er schob.

Weit draußen vor der Stadt, wo nur noch vereinzelte Häuser standen, bog der Karren auf einem unfertigen, neuen Wege ab und hielt vor einem allerdings noch neuen, aber schon sehr mitgenommenen und schmutzig aussehenden Hause.

Der Hausbesitzer stand breitspurig, die Hände tief in den Hosentaschen und ein Stück Kautabak im Munde vor seiner Thüre und rief das alte Männchen, das sich mit seinem Fahrzeug und dem angeworbenen Helfer nach dem Hinterhause und den Remisen wenden wollte, in englischer Sprache an:

He, Meister Flippß, wen habt ihr denn da wieder aufgegabelt?

Goddam, diese Dutschman müssen lauter Tölpel sein. Eine solche täppisch vertrauensselige, bornirt geduldige Rasse habe ich noch nie gefunden. Wie viele von dieser Sorte habt ihr schon ausgenutzt und nur mit Versprechungen bezahlt, und wenn sie endlich schwierig wurden, wie eine Art Sklaven nach dem Süden verhandelt, und immer gehen wiederum neue Gimpel auf den Leim.

Ihr aber seid ein geriebener Kerl, Meister Flippß. Als Pedlar (Hausiekrämer) verdient ihr wohl mehr als auf eurer Schneiderboutique. Ihr müßet schon ein artiges Sümichen beisammen haben. Ich will euch mein Haus verkaufen. Es gefällt mir nicht mehr hier, ich möchte mich verändern.

Meister Flippß hielt es nicht der Mühe wert, viel auf diese Ansprache seines Hauswirtes zu erwiedern, aber

er kicherte still in sich hinein über das Lob, das seiner Pöfiffigkeit und seinem Reichtum gespendet wurde.

In dem Hinterhause empfing ihn die keifende Stimme seiner Frau, die in deutscher Sprache rief: Welchen Fresser bringst du denn da wieder mit? Wir werden noch arm durch deine Gutmütigkeit, die sich jedes Fremden und Unglücklichen annimmt.

Amanda, ich bitte dich, sagte der frühere Schneider, seiner scheinbar zornigen Gattin listig zuzwinkernd. Der Mann hier ist ehrlich und fleißig. Ich sehe es ihm an. Er will nichts geschenkt haben.

Ist es nicht so? fragte er den Bergmüller. Wahrhaftig nicht, antwortete dieser stolz. Ich habe Geld, um zu bezahlen.

Aber die Frau ging scheltend fort, indem sie laut vor sich hinredete: Es ist ein Unglück, wenn die Männer zu weichherzig sind. Man kommt nie auf einen grünen Zweig.

Sie meint es nicht so, entschuldigte Meister Flipp's seine Frau. Die Natur hat meiner Amanda allerdings manche äußere Liebenswürdigkeit versagt, aber ihr Herz ist treu wie Gold. Sie muß immer ein wenig raisonnieren, aber sie ließ gewiß niemand ungespeist aus dem Hause gehen. Jetzt macht sie ein Mittagessen drinnen für uns zurecht und weiß sich nicht genug zu thun. Sie sollen es selbst erfahren.

Doch wo habe ich Sie schon einmal gesehen? unterbrach er sich. Sie kommen mir so bekannt vor.

Vielleicht in Lindheim? fragte der Bergmüller ungläubig.

Richtig, auf einem Jahrmarkt in Lindheim. Sie waren mit einem Wagen dort? meinte Herr Flipp's.

Mit Mehl, sagte der Bergmüller.

Wie hieß doch die Mühle gleich? fragte Herr Flippß.
Bergmühle.

Richtig, Bergmühle. Sie dagegen nannte man allgemein den Bergmüller. Sie waren im Wirtshaus zum „Bären“ eingekehrt.

Nein im „Löwen.“

Richtig, im Löwen. Mein Gedächtnis nimmt doch ab. Aber ich mußte, daß es irgend ein wildes Tier war. Sie tranken einen Schoppen Wein.

Nein Bier.

Richtig, Bier. Jetzt steht mir wieder alles vor der Seele. Sie waren mir aufgefallen. Ich erkundigte mich nach Ihnen. Da hieß es, das ist der Bergmüller. Aber, was sagen Sie? Ein merkwürdiges Zusammentreffen dort im Löwen zu Lindheim und jetzt hier in New-York. Aber ich begrüße sie jetzt doppelt als alten Bekannten und Landsmann.

Der Bergmüller war gerührt. Er merkte nicht, daß er dem schlaunen Schneider alles selbst gesagt hatte und hielt dieses erdichtete Zusammentreffen so entschieden für Wahrheit, daß er noch viel später auf die Richtigkeit geschworen hätte. Für jetzt wenigstens war sein ganzes Vertrauen gewonnen. Dem Landsmann und halben Bekannten konnte er sich ohne Rückhalt anvertrauen. Er mußte in der That auch ein gar gutmütiger Mann sein, obwohl er nicht so aussah. Auch das weitere Anerbieten, das derselbe ihm machte, kennzeichnete ihn als solchen.

Herr Flippß sagte nämlich: Wissen Sie was, Bergmüller? Sie bleiben gerade bei mir. Sie finden es doch nirgends so gut als bei mir. Ich aber möchte einen Landsmann um mich haben, auf den ich mich verlassen

kann. Ich treibe ein Hausiergeschäft weit draußen im Westen und komme nur von Zeit zu Zeit hierher, um meine Amanda und meine Kinder zu begrüßen und neue Waren zu kaufen. Ich brauche aber zur Unterstützung einen starken, zuverlässigen Mann. Ich sage alles offen und ehrlich heraus. Es ist ein schweres Geschäft, was Sie haben, aber ich bezahle gut. Sie bekommen täglich drei Dollar von mir und noch zwei und ein halb Prozent von allem, was ich verkaufe, so daß sie sich gut auf sechs Dollar den Tag stehen.

Und nun gehen Sie in ganz New-York herum und fragen, ob Sie nur irgendwo und irgendwie die Hälfte dieser Summe täglich verdienen können.

Der Bergmüller hatte nur ein Bedenken dabei, nämlich, ob sich der gutmütige Mann nicht vielleicht zu kurz thäte. Als ihn aber darüber Herr Flipp's beruhigte, ging er mit heller Freude auf das Anerbieten ein.

Das Mittagessen war wirklich reichlich und gut. Der Bergmüller war in der besten Stimmung. Bei einer Flasche Wein ging ihm das ganze Herz auf.

Noch denselben Abend schrieb er heim an seine Frau, wie gut und glücklich er es getroffen habe.

Einige Tage später saß er mit Herrn Flipp's in einer der großen Bahnen, die keuchend und dampfend dem fernsten Westen zueilten. Ein ganzer Gepäckwagen war mit dem Kram des Pedlars gefüllt.

Sind wir immer noch nicht zur Stelle? fragte mit bangem Blick der Bergmüller. Jede Drehung der Räder riß ihn weiter von der Heimat, trennte ihn mehr von Weib und Kind.

Nein, erwiderte der Pedlar. Noch lange nicht.

Wie weit mögen wir jetzt von New-York entfernt sein?

Tausend Meilen und mehr.

Um Gottes willen, rief der Bergmüller. Er hatte ein Gefühl, als könnte er nicht wieder zurückkehren.

Die weite Fahrt durch das Land, auf die er nicht gerechnet hatte, machte ihn ängstlicher, als die Überfahrt über den mächtigen Ozean.

Aber mit der Angst kam auch sein Zorn. Der Thal-
müller war es, der ihn von Weib und Kind hinwegge-
rissen und so weit in die Welt hineingetrieben hatte. Er
schüttelte nach Osten zu die grimmige Faust, während
Thränen ohnmächtiger Wut in seine Augen kamen.

Endlich hielten unsere Reisenden an einer höchst un-
fertigen Stadt, die erst kaum der Wildnis abgerungen
schien. Die meisten Bauten und Straßen waren noch un-
vollständig, oder es waren bloß Plätze da, wo Bretterver-
schläge mit Plakaten anzeigten, was dort hinkommen sollte.

Der Pedlar mietete ein Magazin für seine Waren
und kaufte einen Karren und ein Kößlein, um mit ein-
zelnen kleineren Ladungen den Hausierhandel zu beginnen.
Doch wurde nicht immer wegen der ungebahnten Wege
bei den verschiedenen Kreuz- und Querspässen Pferd und
Wagen benutzt, sondern diese blieben an irgend einem be-
lebten Platze zurück, während der gute Bergmüller unter
einem wahren Berg von Waren daher keuchte.

Sie waren an der äußersten Grenze des bewohnten
Landes angekommen, wo die Indianergebiete begannen,
wo die Art des Hinterwäldlers die ersten Breschen in
den Urwald schlägt und seine Büchse mit den Indianern
in den Jagdgründen wetteifert.

Nur hier und da standen in der Wildnis vereinzelte
Farmen und lagen die Jagdhütten der Baakwoodsmen
und die Maisfelder der Squatter, dieser ersten Pioniere

der nahenden Zivilisation. Sie aufzufinden vermochte nur der Spürsinn eines Bedlar.

Man muß die ungebahntesten Wege gehen und die entlegensten Häuser aufsuchen, wenn man die Geschäfte machen will, sagte Herr Klippz. Diese Leute entbehren so sehr das Notwendigste, daß sie froh und dankbar sind, wenn sie für teures Geld ihre Waren kaufen dürfen. Ein solcher Mann des Westens braucht stets gutes Pulver, ausgezeichnete Büchsen, Bowirmesser und Ärte, und wenn er sie haben kann, reuet ihn kein Geld, und der Hausfrau Auge leuchtet, wenn sie Kaffee, Nähzeug oder irgend einen Pußartikel sieht.

Freilich haben die Leute selten viel bares Geld, aber sie haben Felle, die oft noch dreimal so viel wert sind als sie dieselben abgeben.

An einem milden Sommerabend lag der Bergmüller totmüde neben seinem schweren Pack in einer Lichtung des Urwaldes. Über ihm rauschten die mächtigen Bäume. Der Whip — poor — will, eine Amerika eigentümliche Nachtschwalbenart ließ seinen eigenartigen, klagenden Ruf erschallen. Der Mann gedachte mit heißester Sehnsucht seiner Frau und seiner Kinder. So fern, so fern! — Vielleicht gar in den Händen seines Todfeindes? Derselbe schlug ihm möglicherweise daheim unheilbare Wunden, während er Rache sinnend durch die Wälder Amerikas schritt. Zum erstenmale kam ihm ein solcher Gedanke und zugleich eine Ungeduld, daß er hätte aufspringen mögen, um heim zu eilen. Ja heim. — Er mußte heim. — Warum hatte er diesen Gistwurm in jener Nacht nicht unschädlich gemacht, als er ihn in seiner Gewalt hatte?

Good day, sagte dicht neben ihm ein Mann, dessen Herannahen der Bergmüller weder gehört noch gesehen

hatte. Hestig erschrocken fuhr er in die Höhe. Er war allein. Der Schneider Flippß war nach ihrem gegenwärtigen Standort voraus geeilt. In den einsamen Wäldern aber und bei dem Gesindel, das sich auf der Grenze herumtrieb, war jede Begegnung nicht ungefährlich.

Bleibet nur ruhig sitzen, Kamerad! sagte der Mann in deutscher Sprache. Euch thue ich nichts. Wenn ich allerdings den Hallunken, den Flippß, so einsam hier getroffen hätte, hätte ich ihm vielleicht eine Kugel durch den Kopf gejagt. Aber was habe ich mit euch zu schaffen? Ihr seid gerade solch ein Tölpel und Einfalt, wie ich auch und werdet ebenso hereinfallen, wie ich hereingefallen bin.

Was wollen Sie damit sagen? fuhr der Bergmüller auf.

Ein nun, der Flippß wird euch mit Versprechungen und Aussichten füttern, so lange er kann, euch aber niemals einen Pfennig geben und wenn ihr unruhig werdet, wird er sich eurer durch irgend einen Schurkenstreich entledigen.

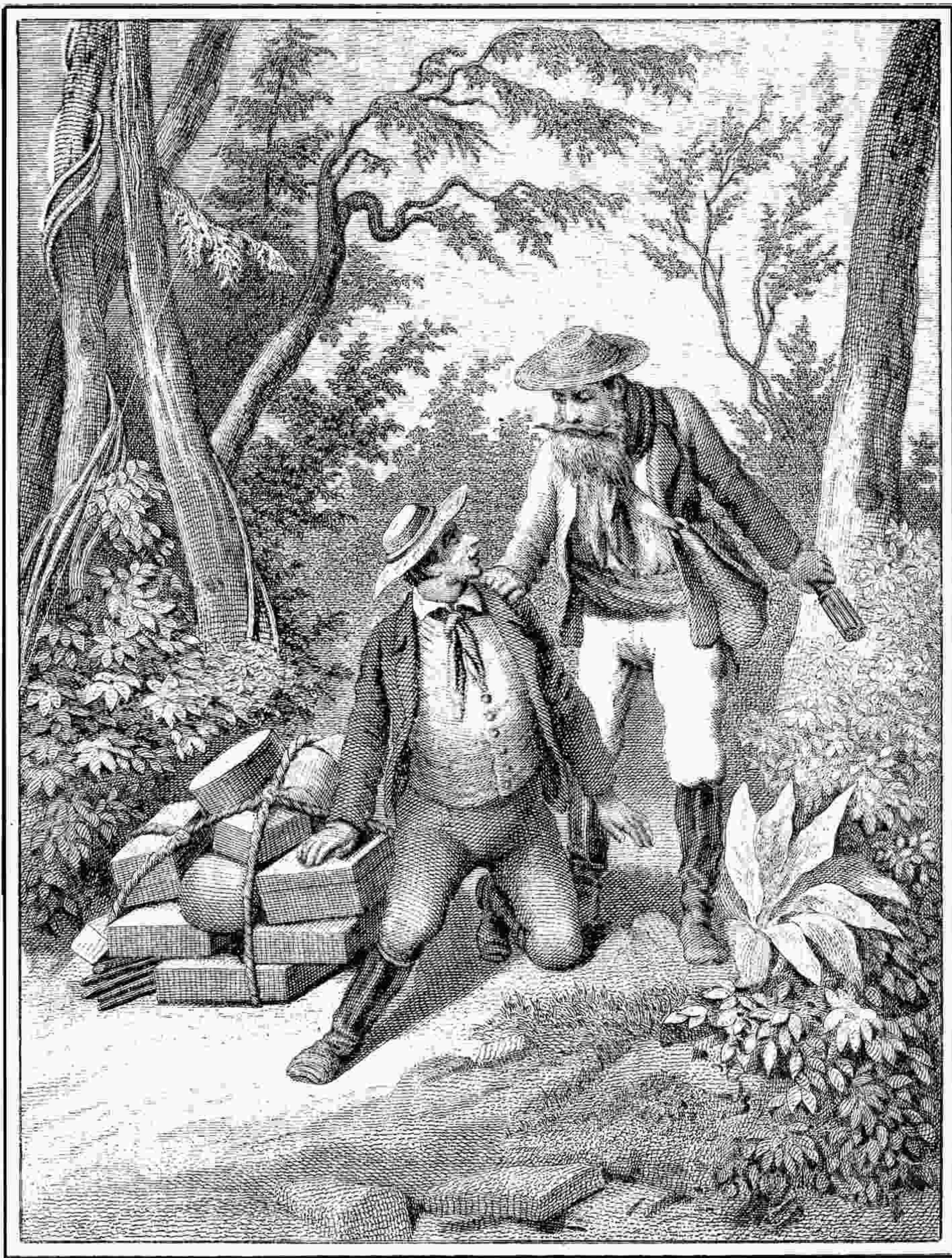
Das kann nicht wahr sein, meinte der Bergmüller erbleichend.

Dann müßtet ihr mehr Glück haben als die anderen. Denn mir und einem Duzend anderer hat er es schon so gemacht.

Mich hat er mit eitel Lügen nach dem Süden in eine Art Sklaverei geschafft, aus der ich mich nur mit Mühe befreit habe.

Euch aber habe ich aufgesucht, um euch zu fragen, ob ihr nicht mit mir gemeinschaftliche Sache machen wollet. Ich denke, wir bemächtigen uns der Waren des Herrn Flippß und machen uns selbst bezahlt.

Da sei Gott vor, rief der Bergmüller in höchster Entrüstung.



Er betrachtete sich seinen Mann jetzt näher, sah aber nur ein höchst leichtsinniges, sogar fast gutmütiges Gesicht.

Nun warum fixiert ihr mich so? Ich bin kein Strauchdieb und Räuber von Haus aus, sondern eine ehrliche deutsche Haut, wie ihr selber, aber ich fange allmählig an, amerikanisch zu denken. Ein Amerikaner aber würde nicht solche Gewissensskrupel haben wie wir, sondern sich bezahlt machen, wo und wie er kann. Doch ich will euch nicht drängen. Versuchet es doch nur, ob ihr zu eurem Geld kommet. Ihr könnet euch auf mich berufen. Ich heiße Heinrich Stricker. Aber ich glaube, wir sehen uns noch mehr. Für jetzt Good — bye.

Er verschwand in der Richtung, den Bergmüller in Unruhe und schweren Gedanken zurücklassend.

Denselben Abend fand sich für den Bergmüller keine Gelegenheit mehr, Herrn Flipps zu sprechen. Auch scheute sich der Mann vor einer Entscheidung, die alle seine Hoffnungen vernichten konnte.

Am nächsten Tage aber, als sie im Wald allein waren, fragte der Bergmüller plötzlich: Wie ist es mit der Bezahlung, Herr Flipps? Gestern hat mir ein gewisser Heinrich Stricker Angst gemacht und hat mich verleiten wollen, mich an Ihnen und Ihren Waren zu vergreifen.

Herr Flipps hatte sich, obwohl er Händler geworden war, ein recht furchtsames Schneiderherz bewahrt. Er wurde blaß wie der Tod und zitterte am ganzen Leibe. Endlich faßte er sich wieder und sagte: Der Stricker ist ein Lügner und ein Lump, mit dem Sie besser keine Gemeinschaft haben. Ihr Geld dagegen können Sie jederzeit haben, sobald wir nach der Stadt kommen und ich einen Teil der Häute umgesetzt habe.

Es wäre mir lieb, meinte der Bergmüller, wenn wir

morgen schon nach der Stadt gingen. Ich möchte aus der Ungewißheit kommen. Die Sache ist mir zu wichtig. Aber hüten Sie sich, daß sie mich betrügen wollen. Ich bin nicht gewohnt, mir so etwas gefallen zu lassen.

Der Schneider erbehte vor dem furchtbaren Ernste, der in den Mienen des Müllers lag, aber plötzlich zuckte es böshaft in den heimtückischen Auglein auf: Gut! Morgen fahren wir nach der Stadt.

Am andern Tage war Meister Flippß ganz ungewöhnlich gut aufgelegt, als wenn es ihm eine besondere Freude mache, seinem Diener den Lohn zu geben. Er rechnete unterwegs unter fortwährendem Scherzen mit dem Bergmüller die Summe zusammen, die derselbe zu fordern habe, und legte ihm um seines Wohlverhaltens willen noch ein schönes Stück Geld zu, das derselbe gar nicht nehmen wollte.

Nein, nein! Sie müssen es nehmen, rief Herr Flippß und lachte fast unbändig dazu.

Der Bergmüller war guten Mutes. Er schimpfte auf den lügnerischen Heinrich Stricker und bat im stillen seinem Herrn den falschen Verdacht ab.

Als sie in die Stadt kamen, meinte der Bedlar, ob der Bergmüller nicht einmal auf der Post nachfragen wolle, ob Briefe für ihn aus der Heimat angekommen wären. Er habe seiner Frau den Auftrag gegeben, ihnen alle Brieffschaften, die kämen, hierher nachzuschicken.

Der Bergmüller fand allerdings einen Brief, aber einen, der ihn vollständig verwirrte und niederschlug. Derselbe war statt des Namens unterzeichnet: Ein Freund, der es wohlmeint.

Er war in dem Briefe gewarnt, nach Hause zurück zu kehren, da er des Mordes und des Raubes an dem

Postillon, der in der Weihnachtsnacht das Felleisen fuhr, angeklagt sei.

Zur Bestätigung dieser Warnung war ein Zeitungsabschnitt, wo die Erzählung von dem totesgefundenen Postillon und dem beraubten Postwagen stand und ein Regierungs-Amtsblatt beigelegt, worin zur Gefangennahme des Bergmüllers unter Beifügung seines Signalements aufgefordert war.

Dem Bergmüller schwindelte. Was sollte das alles heißen? Er konnte es nicht verstehen. Sollte der Thalmüller wieder dahinter stecken?

Als er noch unter dem Eindruck dieser unheilvollen Nachricht aus der Heimat stand, legte der Sheriff (Gerichtsbdiener) der amerikanischen Stadt seine Hand auf seine Schulter und sagte: Ich verhafte sie im Namen des Gesetzes.

Der Bergmüller fügte sich gutwillig. Er mußte nicht anders, als es geschähe unter der Anklage aus der Heimat. Erst später erfuhr er, daß er auf Antrag des Mister Flipp's verhaftet sei, der ihn eines gemeinsam mit Mister Stricker geplanten Raub- und Mordanfalles beschuldigte.

Er hätte wahnsinnig werden mögen. Daheim als Räuber und Mörder ausgeschrieben, hier als Räuber und Mörder gefangen gesetzt, und nächstens vor eine Jury gestellt und vielleicht gar gehängt! In Amerika machten sie kurzen Prozeß. Das mußte er. Aber was sollten seine Frau und seine Kinder daheim dazu denken, wenn sie es erfuhren.

Er verzweifelte schier. Zugleich schrie er: Rache! Rache! Niemand trug die Schuld an allem als der Thalmüller.

In einer Nacht, als seine inneren Kämpfe den höchsten Grad erreichten, hörte er neben sich ein bohrendes Geräusch. Er achtete nicht darauf, bis eine Stimme an sein Ohr drang: Wenn ihr frei werden wollet, Bergmüller, helfet mir von innen. Ich kann euch nicht zu Grunde gehen lassen, ohne etwas für euch zu wagen. Ihr kennt mich doch? Ich bin der Stricker. Neulich wolltet ihr mich nicht hören. Jetzt habt ihr es. Die Kanaille läßt euch hängen, um nur den versprochenen Lohn nicht zu zahlen.

Hoffet nur nicht auf genaue Untersuchung eurer Sache und auf Gerechtigkeit des Gerichtes. Ihr seid fremd, ihr könnt euch nicht verständlich machen. Der Verdacht ist gegen euch. Und so seid ihr einfach ein toter Mann. Man fragt nicht viel hier nach einem Menschenleben, zumal von eurer Sorte, wo Tausende täglich über das Meer geschwommen kommen.

Dem Bergmüller kam der Gedanke, ob es nicht besser sei, statt zu fliehen, der Gerechtigkeit hier und drüben den Lauf zu lassen und sich ganz in die Hand Gottes zu geben. Gott konnte seine Unschuld wieder an das Licht schaffen. Er konnte auch seine Sache wider den Thal-müller führen. Die Rache ist mein, spricht der Herr.

Warum ihm nicht die Rache übergeben und sein demütig sein? Sein Vater führte stets ein Wort des Apostel Paulus im Munde, desselben Paulus, der auch versucht hatte, wider den Stachel zu lecken, das da lautete: So liegt es nun nicht an jemandes Willen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. War er nicht bis nach Amerika gelaufen und noch weit hinein und was hatte er erreicht? Statt daß er vermochte, den Seinen Hilfe zu bringen und der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, saß

er selbst verflagt am Rande des Urwaldes hilflos im Gefängnis.

Er sann eine Weile nach, während sein Ketter draußen immer unruhiger wurde. Zuletzt siegte seine trogige, gewaltsame Natur über die guten Gedanken, die in ihm aufgestiegen waren.

Sollte er sich hier von den Hallunken gutwillig mordeten lassen und ruhig zusehen, wie drüben der Erzbösewicht seine teuflischen Pläne ins Werk setzte? Nein, frei, frei! Er war nicht dafür gemacht, die Hände in den Schoß zu legen und sein Schicksal abzuwarten. Er schalt sich feige und mutlos, noch länger zu zögern, während gewiß ein größerer Heldenmut dazu gehört hätte, zu bleiben, als zu fliehen.

Rasch war durch die neue, leicht gebaute Wand, als die beiden starken Männer gemeinsam arbeiteten, eine Öffnung geschaffen, durch die sich der Bergmüller durchzudrängen vermochte. Und während sie daheim Tage, Stunden und Minuten seiner Heimkehr zählten, floh derselbe mit seinem frisch gewonnenen Gefährten noch tiefer in den amerikanischen Urwald hinein.

VII.

Herrn Biebsers Freierei und Ende.

Herr Biebser ging in seinem Zimmer mit langsam bedächtigen Schritten auf und nieder. Er war in tiefen Gedanken. Doch diese hinderten ihn nicht, da und dort auf einem Stück Möbel ein Stäubchen zu entdecken, was er abzumischen sich beeilte, oder an seinem eleganten schwarzen Anzuge zu mustern, den er auffallenderweise am Werk-

tage angezogen hatte. Übrigens schien es schwer für ihn, zu einem festen Entschlusse zu kommen. Schon mehrmals hatte er seinen glatt gebürsteten Cylinderhut und die danebenliegenden schwarzen Glacehandschuhe in die Hand genommen und ebenso oft wieder hingelegt. Jetzt trommelte er als Zeichen höchster Aufregung, wie um sich Mut zu machen, auf den Fensterscheiben den Dessauermarsch.

Es handelte sich indessen auch um wichtiges. Er wollte seiner Mietherrin, der Jungfer Jacobine Hütwohl, einen Heiratsantrag machen. Das mußte nach manchen Seiten überlegt werden.

Ungleich anderen Freiern hatte Herr Viebser keine Angst darüber, daß er etwa von seiner Auserwählten einen Korb bekommen könnte. Darüber war er klar. Er hatte ein Bedenken ganz ungewöhnlicher Art. Er fürchtete, daß seine zukünftige Frau trotz des Gutachtens des Arztes, das er eingeholt hatte, vielleicht noch zu lange leben könne. Das wäre ihm aber sehr — sehr unangenehm gewesen.

Er wollte ja die Jungfer Hütwohl nicht heiraten wegen ihrer Jugend, ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit (denn von allen diesen Eigenschaften besaß sie keine), sondern lediglich um ihres Geldes willen.

Im Gegenteil war sie ihm so widerwärtig, daß er ja noch immer zögerte, den entscheidenden Schritt zu thun, obwohl er schon längst den Entschluß gefaßt hatte. Und wenn er nur irgend ein anderes Mittel gewußt hätte, sich in den Besitz ihres Geldes setzen zu können, ohne eine solche Verbindung einzugehen, hätte er gewiß die Heirat aufgesteckt. Aber trotz seines erfinderischen Kopfes und seines nicht allzu ängstlichen Gewissens war ihm nichts eingefallen.

Jahre lang hatte er dem ältlichen Frauenzimmer

gegenüber den Liebenswürdigen gespielt. Das heißt, er hatte, da sie sehr gesprächig und furchtsam war, ihr seine Abende gewidmet ihren endlosen, sich stets wiederholenden faden Erzählungen mit Aufmerksamkeit zugehört und ihren dünnen Thee dazu getrunken. An Geburtstagen und Weihnachten lagen stets zu ihrer Überraschung kostbare Geschenke auf ihrem Tische, zu denen der Geber leicht zu erraten war. Dabei hatte er die für sie oft recht verwickelte Vermögensverwaltung übernommen, ohne daß er je eine Vergütung dafür beanspruchte. Auch begleitete er sie auf manchen wichtigen abendlichen Gängen, wenn sie die Kartenschlägerin über ihr Schicksal befragte, wie er denn überhaupt ihr Vertrauter und ihre Stütze in allen Verhältnissen war, der Eichbaum, an den sie sich nach ihrem Ausdrücke gleich einer schlanken Rebe anlehnte.

Durch so viel Freundlichkeit hatte er gehofft, sich allmählig unentbehrlich zu machen und so der einstige Erbe zu werden.

Aber er hatte diese Hoffnung aufgegeben. Denn wenn er nur von ferne auf ihren Tod und auf ein Testament anspielte, kam sie in eine solche Aufregung und Angst, daß er mit Gewißheit voraussetzen konnte, sie werde nie ein Testament machen und auf diese Weise werde nach ihrem Tode ihr ganzer Reichtum ihrem nächsten Erben, ihrem Neffen August Hütwohl zufallen.

So scheu sie jedoch jeder Erwähnung des Todes auswich, so gern unterhielt sie sich über Verlobung und Hochzeit.

Trotzdem wäre Herrn Viebser noch immer nicht der Gedanke an Heirat gekommen, wenn der Arzt nach einigen Zufällen, die die Jungfer Hütwohl hatte, nicht erklärt hätte, sie lebe nicht mehr lange und könne einmal mit

plötzlichem Tode abgehen. Da erst schien es gar keine schlechte Spekulation zu sein, eine Heirat zu schließen und sich durch Ehepакten des Vermögens zu versichern.

Als er nun den letzten Entscheidungsschritt thun wollte, schauderte er doch noch. Gewissensbedenken hatte er nicht, weil er sich etwa scheute, auf solche frivole Weise ein geweihtes Bündnis einzugehen.

Ein Ding wie ein Gewissen hatte Herr Biebsjer längst nicht mehr. Er fürchtete vielmehr, der Arzt könnte sich getäuscht haben und sie könnte ihm zum Troste recht lange leben und ihn durch ihren Geiz und ihre Eifersucht tot heßen.

Endlich ging er, schon lange von seiner zukünftigen Braut feierlichst erwartet. Noch denselben Mittag wurden die Verlobungskarten bestellt und der Hochzeitstag bestimmt.

So schön auch die Karten waren, die überall herumgeschickt wurden, und so fein herausgeputzt das Paar sich zeigte, als es da und dort seine Besuche machte, so wenig Sympathie fand die Heirat. Man lachte und spottete oder geriet gar in Zorn und Entrüstung über diese gewiß nicht im Himmel geschlossene Verbindung.

Nur einer freute sich. Das war der Herzbruder, der Thalmüller. Aber seine Freude war vorzüglich Schadenfreude. Er freute sich, daß dem kleinen August Hütwohl das sonst sichere Erbe auf diese Weise entging. Sein Haß erstreckte sich nicht bloß auf die Familie des Bergmüllers, sondern sogar auf die, welche es mit derselben wohlmeinten.

Er kam extra heraus, um dem Herzbruder seinen Glückwunsch darzubringen. Zugleich konnte man ja auch einmal wieder die Bergmüller'sche Angelegenheit besprechen.

Der Gerichtsgang hatte dem Thalmüller einen zu langsamen Verlauf.

Nach seiner Idee mußte der Bergmüller, obwohl abwesend, längst als schuldig erklärt und verurteilt sein. Die Frau mußte, wie er sich ausdrückte, bereits „sitzen“ und den Kindern das Haus über dem Kopfe verkauft sein.

Allerdings ging es ja der Familie schlecht genug, und was er thun konnte, daß es noch schlechter ging, that er ja. Sie hatten, wie er sagte, oft nichts zu reißen und zu beißen.

Das früher so blühende Mehlgeschäft war völlig zu Grunde gegangen. Kein Mensch wollte bei den als Posträubern verdächtigen Leuten kaufen. Wer aber wegen der billigen und guten Ware vielleicht noch hinging, wurde rasch von dem Thalmüller abwendig gemacht, da er jetzt auch einen Mehlgandel einrichtete und das Mehl noch besser und billiger gab.

Ich kann es ja riskieren, meinte er. Später, wenn ich alle Kunden habe, schlage ich wieder auf und bringe es doppelt und dreifach wieder ein.

So fehlte es nicht am Glend im Hause des Bergmüllers. Neben dem Hunger lief die Verachtung der Leute, an der die Kinder in der Schule fast ebenso hart zu tragen hatten, als die Bergmüllerin. Dazu kam die Angst, die wie ein Schwert über aller Haupte hing, daß die Mutter verhaftet und in das Gefängnis geschleppt werden könnte, und die bange Sorge und Erwartung der Heimkehr des Vatten und Vaters.

Die Frau sieht bleich aus wie der Tod, sagte fast triumphierend der Thalmüller, und die Kinder könnten einen fast dauern. Nur der stolze Schullehrersbub hält sie mit seinen Tröstungen und seinem Gottvertrauen auf-

recht. Ihm gönne ich es, daß er durch deine Heirat, Herzbruder, um sein Erbe kommt. Du wirst ja jetzt eine Art Onkel von ihm und kannst sein Schicksal ein wenig zu leiten suchen.

Der Müller lachte höhnisch auf.

Es geht fast alles nach Wunsch, fuhr er fort. Nur möchte ich, daß das Gericht seine Sache beschleunigte. So lange der Prozeß schwebt, hat man keine ordentliche Ruhe. Ich meine, die Gerichte wären zu stumpf und die Gerechtigkeit ginge zu langsam.

Herr Biebsler errötete vor Unmut über den Leichtsinn und die verblendete Sicherheit des Thalmüllers, der gar nicht mehr an seine Gefahr, sondern nur noch an die Befriedigung seines Hasses dachte, und sagte mit erhobener Stimme: Das Gericht könnte uns vielleicht noch allzu scharf werden und die Gerechtigkeit zu schnell gehen. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Und gerade gegen uns hat der Untersuchungsrichter einen, ich möchte sagen, instinktmäßigen Verdacht. Er ist es auch gewesen, der durch seine Bemühungen den Prozeß noch hinaus geschoben hat, um vielleicht etwas auf uns zu bringen.

Der Müller warf einen ängstlichen Blick auf seinen Kumpan. Sollte wirklich eine Gefahr drohen?

Doch der Schreiber wollte bloß dem dreisten Gesellen den Übermut vertreiben und ihn sein eigenes Übergewicht fühlen lassen. Er lachte über des Müllers Angst und sagte jetzt selbst in einem gewissen triumphierenden Tone, indem er sich vergnügt die Hände rieb: Die Herrn vom Gericht müssen früh aufstehen, wenn sie den Biebsler fangen wollen. Ich bin ihnen doch zu fein und zu gerieben. Die Sache kommt vor die nächsten Geschworenen. Für uns ist jetzt alle Gefahr vorbei.

Die Bergmüllerin hatte eine Last zu tragen, die fast über die Kräfte eines Menschen hinausging. Der Thalmüller hatte nur zu treu alles geschildert. Die Augen des Feindes sehen scharf.

Alles aber hing an der Wiederkehr ihres Mannes. Das treue Weib hätte ja so gerne die Ehre und den Wohlstand des Hauses allein gewahrt. Keine Mühe, kein Opfer wäre ihr zu schwer geworden. Welchen schönen Anfang nahm des Hauses Glück. Aber der schändliche Verdacht, der sich auf den Bergmüller wälzte, hatte alles gründlich zerstört.

Wiederkehr ihres Mannes war der letzte Hoffnungsstern, aber auch Sterne erbleichen.

Wo blieb nur ihr Mann? Er war so treu, so fest, so gewissenhaft. Man konnte auf sein Wort wie auf Felsen bauen. Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist! Wo blieb er nur? Wenn er nicht rechtzeitig kam, wurde er und sie von dem Geschworenengerichte verurteilt und sie selbst mußte in das Gefängnis wandern. Ihre Kinder waren dann ganz verlassen. Ach, was sollte aus ihnen werden? Sie durfte gar nicht daran denken, wenn sie nicht verzweifeln wollte. Die Schande und die Angst mußten sie töten.

Ach, wo blieb nur ihr Mann? Sollte er tot sein?

Ihre Augen starrten glanzlos ins Weite.

Warum mußte er den unheilvollen Entschluß fassen, nach Amerika zu gehen? Er sagte, er verlange nach Gerechtigkeit. Ach, es hatte ja tiefer gelegen. Sie mußte es. Der Haß trieb ihn, das Rachegefühl. Der Rache hatte er Weib und Kind geopfert. Darum konnte es ihm nicht gut gehen und auch ihnen nicht. Die Rache ist mein, spricht der Herr. Ich will vergelten. Ach warum waren

sie nicht demütig geblieben und hatten auf des Herrn Hilfe geharret?

Wir sind verloren, rief sie laut und verzweifelt. Wir sind verloren.

Aber um sie standen ihre Kinder, sich weinend und flehend an sie schmiegend, und August schaute mit seinen thränenden Augen fast vormurfsvoll zu ihr auf und sagte: Mutter sprich doch nicht so! Noch lebt ja Gott. Er ist voll Liebe und Gnade und höret unser Gebet. Er wird uns nicht verlassen. Wenn wir auch nicht wissen, wie uns geholfen werden soll, er weiß es. Wir beten nicht umsonst:

Weg hast du allermegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht,
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein Arm kann niemals ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Erspriesslich ist, willst thun.

Die tröstenden Worte übten einen sichtlichen Eindruck. Denn plötzlich löste sich die Erstarrung des armen Weibes. Sie fing an zu weinen und küßte mit weinenden Augen den Knaben: Ja, ja, du bist meine Weihnachtsgabe, die mir mein Mann gebracht hat, sagte sie. Wenn vielleicht noch einmal uns Segen kommen sollte, kommt er gewiß durch dich.

Aber der Segen und die Hülfe kamen noch lange nicht, und noch viele Thränen wurden von ihr und ihren Kindern geweint.

Sie hatte eine Vorladung vor das Geschworenengericht bekommen. Der Termin nahete mit furchtbarer Geschwindigkeit. Gab es denn keinen Ausweg? Ihr Herz

stand still, wenn sie darau gedachte. Sie hörte im Geiste wieder die Handfessel klirren. Sie sah, als wenn sie es erlebte, die Richter und die neugierige Menge. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Jetzt ertönte das „schuldig“ durch den Saal. Sie vernahm ihrer Kinder Schrei und den Triumph der Zuschauer. Thut sich nicht die Erde auf, um sie weg zu nehmen?

Wenn sie bloß in Gedanken sich alles vorstellte, vermochte sie es kaum auszuhalten. Wie sollte es erst werden in der Wirklichkeit? Und diese Wirklichkeit nahete unabwendbar. Eine eiskalte schreckliche Notwendigkeit. Jedes Vorrücken an dem Zeiger der Uhr brachte sie näher. Jeder Stundenschlag war auch ein Schlag für ihr Herz. Jedes Erwachen des Tages brachte neue Angst, neues Grauen. Sie betete Tag und Nacht. Aber kein Hoffnungsstern erschien in der undurchdringlichen Finsternis.

Einige Abwechslung in die Einförmigkeit ihrer bangen Gedanken brachte die Hochzeit des Herrn Viebser.

August, als der einzige nähere Verwandte der Braut, war eingeladen zu derselben, und da doch die Konfirmation in der Nähe war, schickte die Jungfer Hütwohl in einer freigebigen Laune jetzt schon ihre versprochene Beisteuer zu den Konfirmandenkleidern. August konnte in der neuen Kleidung doch anständig bei der Hochzeit erscheinen.

Die Beisteuer bestand in neuem, schwarzem Tuche zu einem Paar Hosen und Weste. Für den Rock aber schickte sie einen älteren Mannsrock, aus dem der Schneider, nachdem er denselben aufgetrennt und gereinigt hatte, einen noch sehr brauchbaren Rock für den Knaben herausschneiden sollte.

Der Schneider, ein alter Tüfteler, wie er sich selbst

nannte, vollführte richtig das Kunststück machte aus dem alten einen neuen Rock und lieferte die fertigen Kleider ein paar Tage vor dem Hochzeitstage ab.

Die Bergmüllerin erbebte, da der Schneider kam. Der Hochzeitstag war ja auch der Tag, an dem sie vor dem Schwurgericht stehen sollte.

Die beiden Herzbrüder hatten in ihrem Übermute zur Erhöhung ihrer Freude gerade diesen Tag gewählt. Sie wollten wieder einmal recht lustig sein, und was konnte zu ihrem Amusement mehr beitragen, als wenn ihnen das Gericht jeglichen Verdacht abnahm und die Schuld dem verhaßten Bergmüller zuschob.

Da habe ich auch noch in dem alten Rocke einen Brief von ihrem Manne gefunden, Frau Bergmüllerin, sagte der Schneider, den er ihnen aus Amerika geschrieben hat, und den Sie nicht gerne vermissen werden. Ich habe ihn deshalb mitgebracht.

O Gott, o Gott, schrie die Müllerin auf, ein Licht scheint in der Finsternis. Jetzt kann ich doch meinem Manne schreiben.

August hatte seine neuen Kleider ganz vergessen. Seine Augen leuchteten.

Mehr, mehr! rief er. Die Bergmüllerin schaute ihn fragend an, aber er deutete auf den Schneider.

Als derselbe aber abgefertigt war, sagte der Knabe: Merkst du denn nicht, Mutter? Der wirkliche Postdieb hat sich verraten? Der alte Rock war vielleicht derselbe Rock, den er anhatte, als er bei dir das Mehl bestellte. Der Brief muß aber sogleich zum Untersuchungsrichter. Durch ihn erkennt derselbe, daß du in allen Stücken die Wahrheit gesprochen hast, Mutter, und er kann am besten dem wirklichen Postdieb auf die Spur kommen.

Wahrhaftig, du hast recht, August, sagte sie.

Noch in derselben Stunde schritten die Bergmüllerin in Begleitung des ihr geschenkten Knaben nach Lindheim zu dem Untersuchungsrichter.

Derselbe war daheim und freute sich nicht wenig über ihren Fund.

Wo mag die Junger Hütwohl den alten Rock herhaben? fragte er sogleich.

Doch wohl von ihrem Bräutigam, dem Herrn Biebsjer, meinte die Müllerin. Sonst hat sie ja niemals eine Verbindung gehabt. Sie ist aber gar „genüßlich“ und wollte kein neues Zeug für den Rock kaufen.

Und der alte Mann, der bei Ihnen Mehl bestellte und die gestohlenen Papierscheine dafür gab, hatte die Stimme Biebsjers? fragte fast mutwillig der sonst so ernste Mann. Er rieb sich vergnügt die Hände.

Aber reinen Mund! Um Gotteswillen reinen Mund! sagte plötzlich wieder ernst werdend der Richter. Er hatte an den leuchtenden Augen und errötenden Wangen der beiden gesehen, daß sie auch die Spur gemerkt hatten, nach welcher er hinauswollte.

Sie sind sehr bleich geworden und sehen sehr schlecht aus, Frau Bergmüllerin, sagte er dann freundlich. Die Gedanken haben Ihnen zugesetzt. Sie trinken noch ein Glas Wein mit mir.

Er schellte.

Nach einigen Umständen nahm die Frau den Wein an. Sie fühlte aber wie wohl derselbe ihrem geschwächten Körper that.

Und nun gehen Sie vergnügt heim, sagte der Richter. Ihnen und Ihrem Mann wird kein Haar gekrümmt werden. Gott hat noch rechtzeitig geholfen. Dem danken

Sie. Wir selbst sind nichts als Handlanger Gottes, wie ich schon oft gesagt habe.

Was war das für ein freudiger Heimweg für die beiden, und unter welchen Freudenthränen küßte die heimgekommene Frau ihre Kinder. Dieselben waren ihr ja neu geschenkt und sie denselben. Aber sie hielt reinen Mund.

Zwei Tage vor der Hochzeit saßen die zwei Herzbrüder im „Löwen“ zu Lindheim, um bei einer Flasche Wein eine Art Vorfeier zu begehen.

Der Müller hatte neben einer Lieferung Mehl für einen Lindheimer Bäcker dem Herrn Biebser das Mehl für die Hochzeitskuchen gebracht.

Das kostet dich nichts, hatte er prahlerisch gesagt, auch die zwei Schinken nicht, die dir meine Frau schickt. Dafür will ich mir einmal auf deiner Hochzeit gutes thun.

Um sich jetzt schon gewissermaßen zu revangieren, hatte Herr Biebser den Müller zu einem Glase Wein eingeladen.

Sie waren in hellem Vergnügen. Herr Biebser war lange nicht so aufgelegt gewesen. Er flüsterte seinem Herzbruder ins Ohr: Meine Braut hat heute wieder ihren Anfall gehabt. Der Doktor selbst hat mir geraten, meine Hochzeit zu beschleunigen. Es wäre kostbar, wenn sie auf den Hochzeitstag stürbe. Man könnte dann den Hochzeitschmaus und Leichenschmaus zusammenhalten, und es würde etwas gespart.

Der Müller wollte sich totlachen.

Verflucht guter Witz, sagte er. Darauf müssen wir eins trinken.

Herr Biebser, der froh war, eine gleichgestimmte Seele

zu finden, der er seine innersten Gedanken mittheilen konnte, fuhr in seinen Selbstbekenntnissen fort, indem er dachte, sie würden gleichen Beifall finden.

Immer vorsorglich und fein, rief er. Dann neigte er wieder seinen Mund an des Müllers Ohr. Meine Braut wollte oben wohnen, ich habe es aber fertig gebracht, daß wir den untern Stock beziehen. Wenn ein Ereigniß eintritt, hat man mit dem Sarg nur Umstände, die enge Wendeltreppe herunter, aber von unten aus geht es ganz flott.

Dem sonst nicht sehr empfindlichen Müller war denn doch diese Gemeinheit bald zu arg. Er erbleichte etwas. Aber um seinen Herzbruder durch Widerspruch nicht zu kränken, trank er dann lächelnd sein Glas aus und sagte: Auf dein Wohl, Herzbruder!

Doch was war das?

Neben Herrn Biebsen stand ein Junge, der demselben heimlich eine Nachricht brachte, worauf Herr Biebsen erschrak, daß er aschfahl im Gesicht wurde und fast ohnmächtig vom Stuhle fiel.

Nur mit Mühe stammelte er: Ich bin verloren.

Der Teufel, was ist denn los, polterte der Müller, dem selbst nicht geheuer war.

Der Schreiber starrte in das Leere hinein, als wenn er Gespenster sähe.

So sprich doch! drängte der Müller, dem selbst der Angstschweiß auf dem Gesicht stand.

Wir müssen fliehen! flüsterte endlich Herr Biebsen. Jeden Augenblick kann ein Gensdarm hereintreten und uns verhaften. Wir sind veraten. Der Untersuchungsrichter ist in meinem Zimmer und hält Haussuchung. Meine Braut hat mir heimlich den Buben geschickt.

Dem Müller war es, als wenn der Boden unter ihm einsänke.

Wird er etwas finden, was uns verdächtigt? fragte er in ängstlicher Hast.

Genug um uns zu verurteilen, antwortete Biebser. Die Perücke, die Couverts, Scheine, Privatberechnungen, auch das abgetrennte Stück von dem Wasserpachtvertrag mit dem Bergmüller.

Er fing an zu zittern und zu beben, als er an alles gedachte, was man finden würde. Denn Hunderten von Betrügereien und Fälschungen mußte man auf die Spur kommen.

Du hast uns etwas Schönes angerichtet, knirschte in grimmiger Wut der Müller. Warum hast du nicht alles verbrannt? Du wolltest ja sonst immer so fein sein.

Herr Biebser hatte ihn gar nicht gehört.

Wir müssen fliehen, sagte er. Ach, wenn ich nur mein Geld hätte. Du mußt mir helfen, Herzbruder.

Aber durch des Herzbruders Kopf gingen ganz andere Gedanken. Auch er dachte an das Fliehen, doch auch zugleich, wie er sich am besten seines Gefährten entledigen könne. Für zwei reichte sein Geld nicht.

Weißt du, wie wir es machen? sagte listig der Müller. Du bezahlst den Wein hier, während der Zeit mache ich mein Fuhrwerk zurecht. Ich muß zuerst heim in die Mühle, um Geld zu holen, und dann bringt uns noch in der Nacht mein Wagen an die Eisenbahn. Wir aber gehen jetzt einzeln aus dem Wirtshause und aus der Stadt, damit niemand uns zusammensieht und Verdacht schöpft. Draußen vor dem Thore triffst du mich. Dort warte ich auf dich.

Herr Biebser hatte kein Mißtrauen. Er war zu sehr

durch das unerwartete Ereigniß bedrückt, um scharfsinnig zu sein.

Als er den Wein bezahlt hatte, trieb es ihn an sein Haus, um sich durch Augenschein von der über ihm schwebenden Gefahr zu überzeugen.

Im Schatten der Häuser schlich er vorwärts. Er fand wirklich Licht in seinem Zimmer. Von einem nahe liegenden Erdhaufen konnte er, da sein Zimmer im unteren Stock war, alles beobachten, was dort vorging.

Er sah die verhaßte Gestalt des Untersuchungsrichters vor seinem Pulte sitzen seine Papiere durchsuchen und in seinem Gelde wühlen.

Der Schreiber stand HölLENpein aus. Alles verloren, sagte er sich. Alles, was er in der ganzen Reihe von Jahren mit allen Listen zusammengeschart hatte. All sein Rechnen, sein Planen, sein Arbeiten umsonst, umsonst!

Wenn er eine Pistole gehabt hätte, hätte er den Richter erschossen.

Jetzt wandte sich dieser aber zu einem neben ihm stehenden Gensdarmen und sagte ihm etwas.

Haha, ich soll verhaftet werden, lachte er höhnisch auf. Ich muß fort.

Wie ein gescheuchtes Wild fegte er durch die Straßen der Stadt. An seine Braut, die ihn rechtzeitig gewarnt hatte, dachte er nicht.

Als er vor das Thor kam, fand er weder Müller noch Wagen. Dagegen rasselte schon eine Strecke Weges vor ihm ein eiliges Fuhrwerk, in welchem sein scharfes Auge den Müllermagen erkannte.

Thalmüller, Thalmüller! rief er verzweifelt.

Der Schurke will mich verlassen und verraten.

Thalmüller, Herzbruder!

Das elende Männchen sank völlig gebrochen zusammen.

Am nächsten Morgen zog man seine Leiche aus einem Wassergraben.

An seinem Hochzeitstage ward er beerdigt.

VIII.

Die Bergmüllerin im Glück und der Bergmüller im Urwald.

Wir übergehen einen Zeitraum von fünf Jahren. Innerhalb desselben sind große Veränderungen eingetreten.

Zunächst wurden der Bergmüller und seine Frau wie voraus zu sehen war, von jeglichem Verdacht, in irgend einer Verbindung mit dem geschehenen Postraub gestanden zu haben, freigesprochen. Nächst Gott hatten dieselben es den eifrigen Bemühungen des Untersuchungsrichters zu danken, der alles that, um die wahren Verbrecher an das Licht zu bringen.

Schon durch seine ersten Erhebungen bei der Haus-suchung in der Viebser'schen Wohnung konnte er bewirken, daß die Bergmüllerin nicht als Angeklagte vor den Schranken des Gerichtes zu erscheinen brauchte, indem die Be-raubung des Postkarrens zu näherer Untersuchung von der Tagesordnung des Geschworenengerichtes gestrichen wurde. Dagegen vermehrten der unerwartete Selbstmord des Schreibers und das Verschwinden des Thalmüllers die Schwierigkeit, den Thatbestand klar zu stellen und die wirkliche Schuld der beiden Verbrecher zu erweisen, was

schon darum notwendig war, um jeglichen Verdacht von den Bergmüllers abzumälzen.

Der Thalmüller wäre ja noch durch den Telegraph zu erreichen gewesen, aber gerade seine Beteiligung an dem Verbrechen war schwer festzustellen, obwohl der Richter durchaus davon überzeugt war. Es konnte wenigstens vor der Hand kein Haftbefehl gegen ihn ausgestellt werden, so daß er völlig ungestört seine Flucht ausführte.

Erst durch eine ganz neue Beweisaufnahme, bei welcher das Zeugnis des Hausknechtes aus dem „Löwen“ und der Jungfer Hütwohl, welche die beiden Trunkenen bei ihrer nächtlichen Ausfahrt am Weihnachtsabend belauscht hatte, und ein Jude, der dem Thalmüller einen Teil der ausgeschriebenen Scheine untergebracht hatte, eine Hauptrolle spielten, trat seine Mitschuld klar an den Tag.

Er wurde verurteilt und ebenso wie aus dem Nachlaß des Schreibers wurden aus seinem zurückgelassenen Vermögen der Schaden der Post und die Gerichtskosten bestritten.

Neben diesem Prozeß lief ein anderer neben her.

Unter den Papieren des Selbstmörders Viebser hatte sich auch der Zusatz zu dem Vertrag zwischen dem Bergmüller und Thalmüller wegen der Wassergerechtigkeit gefunden, wonach für die Zahlung des Wasserzinses dem Bergmüller die Benutzung der Schwarzbach überlassen war und wonach zugleich für immer das Recht der Kündigung aufgegeben war.

Wie aus einem noch vorhandenen Briefwechsel zwischen dem Müller und Schreiber hervorging, war dieser so äußerst wichtige Zusatz von Viebser aus der Amtsregistratur entwendet worden, — wo die Urkunden für die verschiedenen Gerechtsamen der Umgegend aufbewahrt wurden.

Natürlich hatte auf diese Weise der arme Bergmüller seinen Prozeß nicht gewinnen können, da wohl alle anderen Urkunden vorhanden waren, aber gerade die Urkunde fehlte, auf welche er sich stets berief. Doch nun wurde die Sache noch einmal frisch aufgenommen. Der gefundene Vertrag wurde vor dem Gerichte als urkundlich anerkannt und der Bergmühle ebenso wie der Thalmühle die Wassergerechtigkeit für immer zugesprochen.

Zugleich beschloß das Gericht, da der Prozeß nur durch den Diebstahl des wichtigen Papierses hatte verloren gehen können, der Bergmüllerin die schon von ihr bezahlten Kosten für den verloren gegangenen Prozeß wieder zurückzuerstatten und dieselben ebenso wie in dem andern Prozeß dem Nachlaß des Amtsschreibers und des Müllers zu entnehmen; dagegen aber der Bergmüllerin noch außerdem zu gestatten, eine Entschädigungsklage zu erheben für die ihr durch den Stillstand der Mühle entstandenen Verluste.

Doch diese verzichtete auf jegliche Entschädigung. Sie war froh ihre Wassergerechtigkeit und die ungerecht bezahlten Prozeßkosten, die ihren armen Mann nach Amerika vertrieben hatten, wieder zu haben.

Mit der empfangenen Geldsumme reichte sie vollständig aus, das Mahlwerk wieder in stand zu setzen und ihr Mehlgeschäft wieder zu beginnen, zumal da die alten Kunden, die ihren früheren Abfall von ihr gut zu machen suchten, in Haufen zurückkehrten.

Der Wohlstand der Bergmüllerin wuchs wieder zu=sehends.

Aber auch August war ein gewisser Reichtum zugefallen, als er nach dem Tode der Tante deren einziger Erbe wurde. Jungfer Jakobine Hütwohl überlebte ihren

früheren Bräutigam, der ihr fast schon den Sarg bestellt hatte, noch drei volle Jahre. Doch an das Freien hatte sie nicht mehr gedacht. Sie hatte zu bittere Erfahrungen gemacht, sowohl in der Wahl ihres Bräutigams, als auch in dem Urtheil der Stadt über ihr damaliges Verhältniß.

Denn als die Kunde erscholl, daß Viebser sich umgebracht habe und die tieferen Ursachen noch nicht bekannt waren, behauptete man allgemein im Städtchen mit ganzem Ernste: ihr Bräutigam wäre über seine Verbindung mit ihr in Verzweiflung geraten und aus Furcht vor der nahen Hochzeit in das Wasser gegangen.

Diese Äußerungen, die ihr absichtlich hinterbracht wurden, hatte sie nicht verwinden können. Sie schmerzten sie fast noch mehr als die schreckliche That ihres Bräutigams selbst, und die später ans Licht kommenden Verbrechen desselben. Tief gekränkt zog sie sich von der Welt zurück und wurde immer einsamer und geiziger, bis sie eines Morgens tot im Bette gefunden wurde.

Dem Löwenwirt in Lindheim, einem entfernten Verwandten, war die Vormundschaft über August Hütwohl übertragen worden, und dieser hatte sich immer und zumal jetzt, wo das reiche Erbe dem Knaben zufiel, als ein besonders gütiger Vormund gezeigt, der auf alle Wünsche seines Mündels einging.

Dieser aber verlangte zunächst, daß der Bergmüllerin ein Kapital zu ganz niedrigem Zinsfuß überlassen würde, damit sie das früher aufgenommene, wofür sie noch immer schwere Zinsen zahlen mußte, abtragen könne, und daß ihr ein reichliches Kostgeld für ihn bezahlt werde, sowohl von der vergangenen als auch für die gegenwärtige Zeit.

Die Bergmüllerin wollte das Geld nicht nehmen, aber August sagte: Dann kann ich auch nicht bleiben.

Da du meine Mutter sein willst und hast einen reichen Sohn, darfst du als Mutter auch nicht zu stolz sein, von deinem Sohne etwas anzunehmen. Wenn du es also nicht nimmst, sagst du, du wollest meine Mutter nicht mehr sein.

Jetzt nahm es die Bergmüllerin.

August besuchte zu seiner weiteren Ausbildung ein kaufmännisches und dann ein landwirtschaftliches Institut.

Ach, was waren es Freudentage, als er endlich wiederkehrte.

Er war ein schöner, kräftiger Jüngling geworden.

Man sprach schon allgemein davon, daß er die älteste Tochter der Bergmüllerin, die in voller Jugendschöne prangende Margarete, heimführen würde.

Überhaupt waren die Kinder überaus wohlgeraten, körperlich und geistig. Es lag ein Segen über dem Hause.

Der helle Sonnenschein war für das liebliche Thal wiedergekehrt. Alles atmete Glück, Gedeihen und Frieden. Selbst die Thalmüllerin war darin mit eingeschlossen. Sie gönnte ihrer Nachbarin alles Glück. Denn dieselbe war ihr stets eine Trösterin und Helferin in der Not gewesen und auch jetzt wieder. Die schönste Eintracht herrschte zwischen den Mühlen.

Die dunkeln Nebelhäupter des Gebirges sahen sehr bekümmert darein. Der Streit war verstummt und die Streitenden nach der neuen Welt gegangen. Sollte hier jetzt aller Streit und Kampf ruhen und dort drüben wieder beginnen?

Nur ein tiefer Schatten fiel für die Bergmüllerin in den Sonnenschein des Hauses.

Wo war, wo blieb ihr Mann? Ohne ihn war ja doch alles nur halbes Glück.

Ach wie hätte sie sich gefreut, wenn er dabei gewesen wäre, als die Urkunde gefunden wurde, als ihr die Prozeßkosten zurückerstattet wurden, als der Verdacht, der unschuldig über ihn gekommen, wieder weggenommen worden war, und der Thalmüller, von dem aller Hader ausging, für immer verschwunden schien. Keine Ursache zur bösen Rache und zum unerquicklichen Streit war mehr vorhanden. Dabei blühten ihr wohlbestelltes Haus und ihre fröhlichen gesunden Kinder. Mit welchem Stolge hätte sie alles ihm übergeben können.

Ihr Herz zitterte vor heißer Sehnsucht, und durch ihr sonst frisches, freudiges Wesen ging ein Zug unauslöschlicher Trauer. Die Kinder fanden sie oft weinend und beteten mit ihr morgens und abends für ihren fernen Vater.

Sie hatte an den Mstr. Flippß in New-York geschrieben und nochmals geschrieben, indem sie ihm eine Summe Geldes bot, wenn er ihr zuverlässige Nachrichten über ihren Mann schickte.

Dieser hatte jedoch geschrieben, sie solle zuerst einmal die Ware bezahlen, die ihr Mann ihm gestohlen und mitgenommen habe.

Darauf hatte sie nicht mehr geschrieben, sondern Gott alles anheimgestellt. Dort war nicht die rechte Spur ihres Mannes. Ihr Mann stahl nicht.

In den Niederungen des Mississippi, die der Vater der Ströme jährlich wenigstens einmal auf hunderte von Meilen überschwemmt, stand mitten im Gestrüpp des Urwaldes, nicht allzuweit vom Ufer, eine einsame Waldhütte.

Obwohl sonst die Ufer dieses majestätischen Stromes, der mit seinen gewaltigen Nebenflüssen und massenhaften Zuflüssen fast das Gebiet eines halben Erdteils beherrscht

und die Hauptpulsader des amerikanischen Lebens bildet, meistens angebaut sind, waltete hier noch wegen der Sümpfe und wegen des herrschenden Sumpffiebers die unberührte Wildnis. Kein Pfad war da, der zu Menschen hinführte. Kein Nachbarhaus, das man hätte anrufen können, sandte eine Rauchsäule zum Himmel empor. Selbst das Wild des Waldes vermied diese Orte, wo die giftigen Nebel aus den Sümpfen aufstiegen.

Dort standen nur die unzähligen Riesenstämme der Urwaldbäume so stumm, so kalt, so leblos gleich einer unendlichen Säulenhalle, die einen mit ihrem toten Schweigen fast erdrücken konnte. Das einzige, was Leben gab, war das erhabene Rauschen des Waldes selbst, das sich mit dem einförmigen plätschernden Tosen des dahinfließenden Wasserungeheuers mischte.

Der Mensch, der dort wohnte, mußte ein Menschenfeind oder ein Lebensmüder oder ein verfolgter Verbrecher sein. Und doch war der Bergmüller, der dort wohnte, eigentlich nichts von den Dreien.

Man hätte ihn ja wohl einen unschuldig Verfolgten nennen können, aber deswegen hatte er sich nicht dorthin geflüchtet.

Mister Flipp's hatte seine Klage gegen ihn fallen lassen. Er war froh, daß derselbe geflüchtet war, ohne weitere Ansprüche auf Bezahlung zu erheben. Denn es wäre ihm schwer genug geworden, seine Anklage zu erweisen. Der Bergmüller hatte das auch später eingesehen und wäre ihm ein Zusammenstoß mit Mister Flipp's eher lieb als leid gewesen.

Ebenso, wenig fürchtete er die Anklage in seiner Heimat. Aus deutschen Zeitungen seiner Gegend, die er sich hatte zu verschaffen gewußt, hatte er erkannt, daß man ihn

nicht des Mordes, sondern nur des Diebstahls an Wertbriefen beschuldigte, und von diesem Verdacht glaubte er sich, sobald er erschien, reinigen zu können. Also die Angst vor Verfolgung hatte ihn nicht in diese schreckliche Einsamkeit getrieben, aber noch weniger seine Lebensmüdigkeit und Menschenfeindschaft.

Er wollte leben, und noch recht lange und glücklich leben.

Nur das Vertrauen auf seine eiserne Gesundheit und seine unverwundliche sehnige Körperkraft hatte ihn das Wagestück ausführen lassen, sich mitten in den giftigen Sümpfen eine Wohnung zu bauen. Und daß er sich nach Menschen sehnte, konnte manche Thräne des Heimwehes nach Frau und Kind bezeugen, die der steinharte Mann in seiner trostlosen Jagdhütte weinte.

Es war nichts anderes als die Rache und eine gewisse Unbeholfenheit den amerikanischen Betrugskünsten gegenüber, durch die er sowohl von seiten Einheimischer, wie von schnell damit vertraut gewordenen Landsleuten zu leiden hatte, die ihn in diese Einsamkeit getrieben hatten.

Er wollte ja Geld verdienen, um sich rächen zu können. Zuerst hatte ihn nun sein Landsmann und Befreier Heinrich Stricker, mit welchem er eine zeitlang gearbeitet hatte, betrogen, indem derselbe mit der gemeinschaftlichen Kasse eines Tages verschwunden war. Dann führte ihn die Absicht, schnell Geld zu machen, in die Gesellschaft von Amerikanern, die seine Kraft und seinen Fleiß prächtig zu ihrem Nutzen auszubenten mußten und sich noch obendrein ihres „Humbugs“ freueten, den sie mit ihm getrieben hatten. Zuletzt war er an den Mississippi gekommen und hatte jene ungeheuren Mississippiflöße bauen helfen, die bis New-Orleans gehen und mit großem

Nutzen verkauft werden. Aber auch bei diesem Geschäft war er zu kurz gekommen, obwohl er sich gut vorzusehen geglaubt hatte.

Da hatte er denn ein Holzhauergeschäft für sich allein etabliert.

Die den Mississippi zahlreich auf- und abgehenden Dampfschiffe nehmen nämlich bald da bald dort Holz ein zur Heizung des Dampfkessels, und ist ihnen dabei jede Stelle recht, wenn sie es eben billig und gut bekommen können.

Dieses Geschäft trieb nun der Bergmüller schon eine zeitlang, indem er die Riesenbäume fällte, in Scheite zerlegte und dieselben an Dampfschiffe verkaufte. Eine besonders große Einnahme hatte er nicht, da er von den abwärts gehenden Flootbooten sich für einen Teil des erlösten Geldes Lebensmittel kaufen mußte, aber das Geld war doch sicher und mehrte sich nach und nach zu einem Häuflein.

Dem harten Mann kamen allerdings in seinem einsamen Leben oft die quälendsten Gedanken.

Hatte er nicht seiner braven, guten Frau versprochen, in Jahresfrist wieder zurück zu sein? Er sah, wie sie auf dem Kirchhof in Kaltenweilshausen zusammenbrach. Er hörte in wachenden und schlafenden Träumen ihren Schmerzensschrei.

Was machten seine Kinder? Waren sie nicht vielleicht tot? Hatte sie nicht das Elend umgebracht? Was nützte nun sein Arbeiten, wenn er heim kam und fand sie gestorben und verdorben? Eine heiße Ungeduld peinigte ihn Tag und Nacht. Denn er liebte sie in seiner Weise innig und zart. Sein Herz zuckte vor Sehnsucht und Liebe. Aber er gab nicht nach.

Je mehr Fehlversuche er gemacht hatte, um zu dem nötigen Gelde zu kommen, desto mächtiger war sein Rachegefühl geworden. Die Rache war so in ihm mit der Zeit erstarrt, daß sie geradezu ein Teil seines Wesens bildete und nicht mehr gebrochen werden konnte. Er wollte sein Recht und seine Rache haben, und wenn alles zu Grunde ging.

Ein anderer Mensch hätte diese fortlaufenden Widerwärtigkeiten, diese Einsamkeit und dieses Sehnen nicht ertragen und wäre längst heimgegangen. Der Bergmüller aber war hart wie die Felskuppen seiner Heimat.

Er stand Höllepein aus. Nur durch die angestrengte Arbeit konnte er die innere Qual und den Schmerz des Heimwehs betäuben. Zu töten vermochte er sie nicht. Nachts, wenn er totmüde sich auf dem Lager wälzte, wachten sie und hielten ihn wach. Aber auch sie besiegten ihn nicht.

Morgens griff er wieder zu seiner Holzart.

Der Urwald brauste und die Wasser des Mississippi rauschten. Noch wie lange? Wie lange?

IX.

**Des Menschen Laufen und Rennen umsonst, aber
Gottes Gnade in Ewigkeit.**

Die häufigen Mississippi-Nebel sind berüchtigt wegen ihrer Dichtigkeit und Gefährlichkeit. Die Schiffe liegen meistens still und warten auf den ersten Windstoß, der mit gewaltigem Arm diese Dunstschleier zerreißt und den Anblick der lieben Sonne und der funkelnden Sterne dem Menschenkinde wieder bietet.

Seit drei Tagen lag schon ein solcher Nebel auf

dem mächtigen Strome. Eine brütende, dumpfe Stille herrschte in dem windstillen Urwalde, unbehaglich und unheimlich bis zur Verzweiflung. Nur da und dort krachte ein dürerer Ast unter dem Gewichte des Nebels und unterbrach das gleichförmige, düstere Rauschen der Wasser.

Der Bergmüller hatte seit einer Reihe von Wochen das Sumpffieber. Er war bis zum Skelett abgezehrt und ruhte fröstelnd auf seinem harten Lager. Er hatte kaum die Kraft, an seine Feuerstelle zu kriechen sich ein Feuer anzuzünden und ein Zeichen am Ufer aufzustellen, (bei Tage ein Fähnlein, bei Nacht ein Licht) daß dort eine Holzverkaufsstelle sei.

Düster brütete der unglückselige Mann über seine blinde Leidenschaft. Er konnte selbst seinen Arm nicht regen und dachte immer noch an Rache. Die von dumpfen Seufzern unterbrochene Stille in der Hütte war unheimlicher als das dumpfe Schweigen des Urwaldes.

Man hätte aufschreien mögen vor Jammer über ein solches gequältes, armes, verblendetes Menschenkind.

Sollte denn nichts, gar nichts im stande sein, diesen eisenharten Kopf zu brechen?

Es verlangte ihn zu beten. Aber konnte er denn beten? Durfte er denn beten, Gott solle ihn gesund machen, damit er seine Rache befriedigen könne? Wäre das nicht eine Verhöhnung Gottes gewesen?

Durfte er beten, Gott solle ihn heimkommen lassen? Er wollte ja nicht.

Da lag er, ohne Gebet, ohnmächtig und verlassen. Es war das Schrecklichste, daß sich ihm auch der Himmel verschloß.

Endlich fand er ein Gebet. Er konnte beten für seine

Lieben daheim. O wie freute es ihn, daß er beten durfte und konnte! O wie heiß betete er für sie!

Und wie er so betete, und die warme Liebe für die Seinigen sein ganzes Herz erfüllte und er an alles und alles dachte, auch an den armen, verlassenen Lehrerssohn, den er aus dem Schnee geholt hatte, und die Weihnachtsglocken, die Frieden läuteten, da wurde es ihm auf einmal so weich ums Herz. Er mußte weinen, wie er noch nie im Leben geweint hatte. Er schluchzte, als wenn es ihm das Herz abstoßen sollte.

Sollte der Nebel zu schwinden anfangen?

Draußen wich der Nebel. Als der Bergmüller aufblickte, schaute ihm die volle, warme Sonne ins Gesicht, und nur noch einzelne Schleierfetzen hingen an den Bäumen, die der Wind, der jetzt scharf durch die Bäume fuhr, gänzlich zerzauste.

Auf dem freigewordenen Strome läutete auch jetzt drüben ein Dampfschiff. Es wollte Holz bei ihm einnehmen. Boote ruderten bereits auf seine Verkaufsstelle zu.

Er raffte sich von seinem Lager auf und siehe, es ging besser mit ihm als die Tage her.

Die Leute von dem Dampfschiff waren schon in voller Arbeit und luden seine abgemessenen Holzhausen ein.

Auch das Fieber? fragte mitleidig einer der Bootleute, die ausgemergelte Gestalt des Bergmüllers betrachtend.

Da schaute ein anderer auf, und nachdem er einen scharfen Blick auf den Mann geworfen hatte, rief er verwundert in deutscher Sprache: Seid Ihr nicht der Bergmüller?

Der Bergmüller betrachtete befremdet den Mann, über

die heimischen Laute freudig bewegt. Kennt Ihr mich nicht mehr? Ich war einmal Müllerbursche bei dem Thalmüller.

Ich habe eigentlich noch ein Rübchen mit Euch zu schälen. Ihr habt mich damals fortgejagt und meinen Ruf noch schlechter gemacht, als er war.

Aber Ihr dauert mich. Ihr sehet ja aus wie eine lebendige Leiche. Wenn es Euch Spaß macht, will ich Euch neben den Thalmüller begraben, den ich auch auf dem Kirchhofe zu New-Orleans begraben habe. Ihr habt im Leben Euch nicht vertragen können, vielleicht vertragt Ihr Euch im Tode besser.

Ihr habt den Thalmüller in New-Orleans begraben? fragte der Bergmüller und fühlte nach seinem Kopfe, ob er vielleicht träumte oder in Fieberphantasieen liege.

Ja wohl! Schon vor fünf Jahren. Er kam geradezu aus der Heimat und bekam das gelbe Fieber. Ich aber hatte eben nichts zu thun, und die Totengräber wurden gut bezahlt. Als altem Bekannten habe ich ihm sogar ein schwarzes Kreuz auf das Grab gesetzt. Der Hallunke hätte es nicht verdient. Aber dort könnet Ihr es noch lesen. Der Thalmüller Philipp Rinker aus Kaltenweilshausen gestorben den und den.

Wie kam er denn nach Amerika?

Er hatte ja die Post bestohlen und Euch in Verdacht gebracht. Wisset Ihr es denn nicht?

Vormwärts! rief der Anführer der Bootsleute. Glaubet Ihr da, verfluchter Dutschman, Ihr würdet bezahlt, um zu schwätzen?

Der Bergmüller hatte noch so viel auf dem Herzen, aber er konnte nicht mehr fragen. Drüben auf dem Dampfschiffe wurde man ungeduldig. Er sah durch die erhaltenen Nachrichten noch bleicher und elender aus.

Behüt Euch Gott, sagte der frühere Müllerbursche Abschied nehmend. Aber er konnte den Spott nicht lassen und meinte, Ihr werdet es wohl nicht mehr lange treiben, Bergmüller. Dann will ich hinüber berichten, ihr hättet beide hier in Amerika endlich Frieden gefunden.

Als das Dampfschiff dampfend und keuchend seine Bahn weiter ging, warf sich der Bergmüller in seiner Hütte auf sein Lager und schrie, sein Gesicht verhüllend, laut auf: Fünf Jahre!

Diese fünf Jahre waren lauter einzelne Tage und einzelne Minuten gewesen. Er hatte sie einzeln durchlebt. Jede einzelne Minute war für ihn eine Minute der Höllepein gewesen.

Umsonst, umsonst! schrie er. Er hätte daheim sein können bei seinem geliebten Weibe, bei seinen zarten Kindern. Selbst Liebe und Freude genießend, hätte er ihnen Trost und Hilfe bieten können. Statt dessen verlebte er die langen, langen Tage völlig nutzlos in dieser schauerlichen Einsamkeit, während der Gedanke einem schon das Blut im Herzen erstarren machen konnte, schlug Baum für Baum mit mühevollen Artschlägen um, atmete das Gift der Sümpfe und holte sich zuletzt einen siechen Körper, der ihn vielleicht auch hier noch in Amerika in ein einsames, verlassenes Grab brachte.

Und weshalb? um der Rache willen, die ihm nun entrückt war.

War es nicht wie lauter Hohn? Er lachte laut auf, so daß der nahe Wald sein wahnwitziges Gelächter wiedergab.

Aber die Einsamkeit verträgt am wenigsten solches Gelächter. Er erschrak in sich, daß er zitterte. Er mußte plötzlich an Gott denken, der alles lenket und leitet und auch sein Geschick gelenkt und geleitet hatte.

Draußen waren die letzten Nebel längst vergangen. Auch vor seinen Augen wurde es licht. Es war ihm, als sähe er geradezu in die Heimat hinein und hörte Gottes Richterstimme. Du verblendeter Thor, du elender Wurm, hieß es. Du wolltest wider den Stachel löcken. Was liegt an des Menschen Kennen und Laufen? Mein ist die Rache, ich will vergelten.

Hatte er nicht im Troße gesagt: Mein ist die Rache? Hatte er nicht gleichsam mit Gott gestritten? Das war die Antwort Gottes an ihn, den Wurm.

Er fühlte die Nähe, die Größe und Majestät Gottes fast bis zur Vernichtung.

Noch niemals früher hatte er, selbst in den dunkelsten Wetternächten, die ganzen Schrecken der Einsamkeit empfunden. Jetzt fühlte er sie. Eine unsägliche Angst kam über ihn. Er war mit dem richtenden Gott allein.

War nirgend, nirgend eines Menschen Stimme?

Ihm antwortete nur das Rauschen des Unwetters und das Brausen der Wasser und gemahnte ihn an seine entsetzliche Einsamkeit.

Er schrie: Hilfe, Hilfe! in seiner Herzensangst, obwohl er mußte, daß keine Hilfe da war.

Der kalte Schweiß stand auf seiner Stirne. Er glaubte ohnmächtig oder wahnsinnig zu werden. Aber er wurde nicht ohnmächtig und auch nicht wahnsinnig. Er fing nur an zu zittern und zu beben, daß ihm die Zähne klapperten, und dann weinte er laut und bitterlich.

Herr, Gott im Himmel! kannst du mir noch gnädig werden?

In dieser Stunde wurde der starre Sinn des Bergmüllers gebrochen.

Hätte er sich nicht begnügen können mit dem ersten,

einfachen abschlägigen Rechtsbescheid, der ihm auf seine Klage von dem Gerichte geworden war, und alles andere Gott übergeben? Wozu diese schreckliche Prozeßsucht, die ihn an den Bettelstab brachte? Warum mußte er noch nach Amerika gehen und Weib und Kind im Stiche lassen, um seine Rachsucht zu befriedigen? War es nicht eine unnatürliche, himmelschreiende Trennung? War es nicht eine unverzeihliche Sünde, absichtlich nur Haß, Bitterkeit und Rachegefühl in sich zu nähren und alles Edle und Bessere, ja zuletzt alle Liebe zu den Seinen und alle Frömmigkeit gegen Gott zu ersticken? War er besser als ein Mörder?

Herr, Gott im Himmel! kannst du mir noch gnädig sein?

In welcher Seelenqual wälzte sich der Unglückliche auf seinem Lager.

Horch! dort läutete wieder ein Dampfschiff.

Fort, fort! Heim zu den Seinen! Keine Minute länger mehr an diesem schrecklichen Ort.

Er sprang auf und raffte sein Geld und seine geringen Habseligkeiten zusammen. Den Rest seines Holzes mögen sie, wenn es nicht anders ist, umsonst mitnehmen.

Mit diesem Entschlusse fühlte er eine viel größere Kraft in sich.

War das Läuten der Dampfschiffsglocke schon ein Gnadenruf Gottes gewesen?

Keine zehn Minuten später warf der Bergmüller den letzten Blick auf den Ort, wo er fünf Jahre seines Lebens in freiwilliger Verbannung gerungen und geseufzt hatte. Dann ging es den Mississippi stromabwärts der Heimat entgegen.

Eine Woche später knieete ein hohlwangiger, bleicher Mann, in welchem wir den Bergmüller erkennen, auf einem

eingesunkenen Grabe in New-Orleans und studierte ein fast vermishtes Kreuz.

Allmählig buchstabierte er: Thalmüller Philipp Rinker, gestorben am 12. August 1865.

Also richtig fünf Jahre, seufzte er.

Als der Bergmüller so auf dem Grabe seines Feindes knieete, kamen ihm übrigens nicht ein einziges Mal Gefühle schadensfroher Genugthuung. Das eigene Schuldbewußtsein klopste zu stark an seine Brust.

Sein Wunsch und sein Gebet war Friede und Versöhnung.

Merkwürdiger Weise erinnerte er sich hier an des Thalmüllers Grabe mehr ihrer fröhlichen, gemeinsam verlebten Jugend als ihres späteren Streites.

Als er aufstand, sagte er, als wenn er den Toten vor sich hätte: Wenn mich Gott gesund heim kommen läßt und ich lebe, will ich für deine Frau und deine Kinder sorgen, wie ich es schon einmal gethan habe.

Einen Monat später trat derselbe hagere Mann, dem man aber schon die Spuren wiederkehrender Gesundheit ansah, aus dem Löwen in Lindheim. Im Hinausgehen fragte er den vielbeschäftigten Hausknecht: Lebt die Bergmüllerin noch?

Wenn sie nicht seit gestern gestorben ist. Denn da habe ich sie noch frisch und munter gesehen, brummte der mürrische Geselle so grob wie möglich. Aber wie ist mir denn? fuhr er plötzlich auf, als der Frager sich schon entfernt hatte. War das denn nicht der Bergmüller, den sie schon tot gesagt haben?

Er eilte an das Thor und blickte dem Fortgehenden nach. Wahrhaftig! Das ist er oder sein Geist. Aber Fetz hat er drüben nicht zugefetzt. Er schwankt ja ordent-

lich im Gehen. Auf Rosen scheint er nicht gebettet gewesen zu sein. Ich hätte auch artiger gegen ihn sein können.

Nun, daheim erwartet ihn die helle Freude. Wenn ich es einem gönne, da ist es diesem armen Teufel. Wie hat man ihm mitgespielt!

Aber dabei möchte ich sein, wenn er auf der Bergmühle eintrifft und die vielgeprüfte Frau und der Lang erwartete sich gegenüber stehen. Den nächsten Sonntag mache ich mir ein Geschäft und gehe hinaus.

Ich muß einmal wieder glückliche Gesichter sehen.

Doch es giebt wahrhaftig eine Gerechtigkeit Gottes hier schon auf Erden.

Ihr Müller merket Euch:

Gottes Mühlen mahlen langsam,
Aber auch unendlich fein.
Was in Langmut er versäumet,
Bringt in Schärf' er wieder ein.

Die Abendsonne schien noch warm in das liebliche Thal, als der Bergmüller dasselbe erreichte. Wie friedlich und heimisch rauschte der Wald, ganz anders wie der wilde Urwald draußen. Selbst die blauen Bergkuppen oben grüßten heute freundlich und zutraulich.

Dem starren Manne liefen die hellen Thränen über die Wangen. Tausend Heimerinnerungen packten ihn.

Hier ging es noch ein wenig abwärts. Dort auf dem breitaftigen Apfelbaume hatte er als Knabe oft gesessen. Jetzt um die Ecke — jetzt mußte er sein Haus sehen!

Er packte sein Herz in beide Hände, so laut pochte es.

Wie wird er die Seinen wiederfinden? Wird seine Frau ihm verzeihen?

Aber was sah er denn da? Das war sein Haus und war es auch nicht mehr. Das war wie ein Herrschafts-

gebäude. Die Wohnung selbst war durch Anbauten vergrößert worden, zumal durch ein ganz neues Mahlhaus, durch das die vollen Wasser der Schwarzbach brausten. Die Strohdächer, welche früher sämtliche Gebäude gedeckt hatten, waren gewichen und hatten glänzenden Schieferdächern Platz gemacht. Ein neuer heller Anstrich, der durch die grünen Jalousieläden, von denen der Bergmüller auch noch nichts gewußt hatte, noch gehoben wurde, gab dem ganzen einen fast vornehmen Ton. Dazu paßte die neue Hofmauer mit einem eisernen Gitterthor, die breite Sandsteintreppe, welche in das Haus führte, zu beiden Seiten mit Kugelskulpturen geschmückt, und ein wohlgepflegter mit Mauern umgebener großer Garten, in welchem eine Menge Blumen und kostbare Sträucher standen. Alles atmete Wohlstand, ja fast Reichtum.

Der Bergmüller wollte verzagen. Das konnte ja unmöglich seiner Frau Haus sein. Eine arme, einsame, verlassene Frau wohnt in keinem Herrschaftshaus. Sollte vielleicht der Thalmüller zu solchem Reichtum gekommen sein und alles an sich gebracht haben?

Er fragte mit beklommenem Herzen eine vorübergehende Frau:

Wem gehört die Bergmühle jetzt?

Wem anders als der Bergmüllerin? antwortete diese.

Ist denn das die frühere Besitzerin, die Witwe des früheren Bergmüllers Jakob Fuhr?

Sie ist keine Witwe, soviel ich weiß, erwiderte die Frau. Ihr Mann treibt sich wer weiß wo in der Welt herum. Der alte Esel sucht dort das Glück und könnte es besser daheim haben; Gott sei Dank, sie hat ihn nicht gebraucht. Das ist eine brave, resolute Frau, vor der man allen Respekt haben muß. Sie hat sich wahrhaftig

genug wehren müssen mit ihrem Häuflein Kinder, während ihr die schlimmsten Feinde auf dem Nacken saßen, aber sie hat es mit Gottes Segen fertig gebracht. Sie haben ihr sogar die Mahlgerechtigkeit zurückgeben müssen. Jetzt hat sie ihr Geschäft im Flor und kann so reich werden, wie sie will.

Die Frau war gegangen. Der Müller schlich nur langsam und zaghaft vorwärts. Er empfand ja wohl Freude, daß es seiner Frau so gut ging; aber sein Stolz erlitt eine Demütigung, wie derselbe sie kaum gehabt hatte, als er erfuhr, daß er unrecht auf Rache gesonnen habe.

Er griff nach dem Päckchen Dollars, das ihn so Unsägliches gekostet hatte und mit welchem er seiner Familie hatte aufhelfen wollen. Es sollte gleichsam seine Entschuldigung sein. Nun war es unnötig geworden. Sie hatte ihn nicht gebraucht. Umsonst hatte er gearbeitet, umsonst war er drüben in Amerika gewesen. Gott hatte alles vollständig ohne ihn zum Guten gewandt.

Sein Rennen und Laufen, sein Sinnen und Trachten war überflüssig gewesen.

Er sank ermattet auf einen seinem Hause gegenüberliegenden Stein. Thränen rannen in seinen Bart.

War er nicht selbst überflüssig geworden? Gedachte man seiner noch im Glücke? War er überhaupt willkommen, wenn er kam?

Sein leibliches Elend ließ ihn alles so schwarz wie möglich sehen.

Vielleicht kam er nur als Störenfried, und es war besser, daß er wieder fortging.

Jetzt trat aus der offenen Thüre des Hauses ein feingekleideter, schlanker Jüngling mit einem offenen, freien Blick und einem schönen lachenden Gesicht. Er führte an

seinem Arme ein hochgewachsenes, blühendes, wunderliebliches Mädchen.

Sollte das August und seine älteste Tochter Margarethe sein?

Komm Gretchen, rief der feurige Jüngling. Du mußt die Blume sehen. Sie ist heute aufgegangen. Prächtigeres ist noch nicht dagewesen.

Wir müssen sie alle sehen, rief eine halberwachsene Schar fröhlicher Kinder, die den beiden lärmend in den Garten nacheilten.

Waren das seine Kinder, die er über seinem Kachebrüten hatte vergessen können?

Ein Schmerz und eine Sehnsucht erfüllten ihn, daß fast sein Herz gesprengt wurde. Zugleich erfüllte ihn eine unüberwindliche Schüchternheit.

Er wagte seine Kinder nicht anzurufen und wagte auch nicht in das Haus zu gehen.

Das kleinste aber, ein Mädchen, hatte ihn beobachtet und war in das Haus gesprungen, um von dem armen Manne zu sagen, der krank und elend draußen auf dem Steine liege.

Jetzt erschien die Bergmüllerin auf der Schwelle ihres Hauses, mit ihren scharfen Augen nach dem Kranken hinüberblickend.

Sie war ein gar stattliches Weib geworden, blühend und schön, fast wie ein Mädchen, obwohl sie schon eine erwachsene Tochter hatte.

Der Bergmüller wollte vergehen vor Liebe und Leid.

Aber jetzt stieß die Frau einen Schrei aus, einen Schrei so laut, so wunderbar, daß er sich nicht beschreiben läßt. Denn er kam nicht aus der Kehle hervor, sondern mitten aus dem Herzen heraus.

Mein Mann, mein Jakob! rief sie und stürzte hinüber nach dem Stein und umarmte und küßte ihn. Jakob! Jakob, wo bist Du geblieben? Bist Du krank?

Kinder, kommt alle herbei! Freut Euch, freut Euch! Ihr habt Euren Vater wieder.

Die Kinder waren schon auf dem Wege und scharten sich, vor Freude weinend, um die Mutter, aber nicht mehr als ihre Stütze, sondern als ihr Stolz.

Die Liebe und die Freude dieser Stunde machten den Bergmüller wieder gesund. Er reckte sich, Gott im Herzen dankend und lobpreisend, wieder auf und zog die fast zaghaft Gewordenen an seine breite Brust, zwischen Thränen Liebesworte stammelnd.

O, welche Tage und Stunden des Glückes folgten!

Der Hausknecht aus dem Löwen in Lindheim, der am Sonntag richtig erschien, hatte seine volle Genugthuung und nahm sich vor, noch öfter zu kommen.

Die Bergmüllerin konnte nicht aufhören auszurufen: Ach wie bist so lange geblieben, Jakob!

Nun ging das Erzählen an. Der Bergmüller beschuldigte sich immer seiner niederen Nachsicht und pries die Gnade Gottes, aber die anderen, zumal die Kinder, horchten mit wahrer Achtung und Bewunderung auf den Heldenmut und die Unererschrockenheit des Vaters und konnten die Erzählung seiner Erlebnisse nicht satt bekommen, während der Bergmüller seine Frau und ihre Thaten anstaunte.

Gott ist über die Maßen uns gnädig gewesen, sagte er. Lasset uns nur immer demütig, sanftmütig und friedfertig sein und ergebungsvoll ihm vertrauen. Es liegt wahrhaftig nicht an jemandes Lauf und Wollen, sondern an Gottes Barmherzigkeit.

Ich möchte aber noch etwas thun in der Freude und Dankbarkeit meines Herzens.

Die Dollars, die ich drüben mit Mühe und Not, aber in elender Nachsicht gesammelt habe, sollen uns nicht zu gute kommen. Ich will sie in die Thalmühle tragen als das Erbe des Toten.

Unsere Geschichte ist damit aus. Es bleibt vielleicht nur noch zu sagen, daß August und Margarethe ein gar schönes junges Paar wurden, und daß noch später ein Sohn aus der Thalmühle des Bergmüllers jüngste Tochter heiratete und der Friede und das Glück des Thales Bestand hatte.

Freilich haben manche damit noch nicht genug.

Ihnen ist aber nicht zu helfen. Sie mußten sich zu dem Hausknecht aus dem Löwen gesellen. Der hat innige Freundschaft mit dem alten Balzer aus der Mühle geschlossen und geht alle Sonntag hinaus und sagt: Ich kann mich nicht satt sehen an dem Glück und der Frömmigkeit der Leute.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Robinson der Jüngere

von Joachim Heinrich Campe.

Für das Volk und die Jugend

neu bearbeitet von

W. D. von Horn (W. Dertel.)

Dritte verbesserte Auflage.

Mit vier Stahlstichen und 35 Holzschnitten. 20 Bogen.

Elegant gebunden, Preis nur 1 Mark 60 Pf.

Die Gespräche sind in dieser neuen Bearbeitung weggefallen, da solche doch nicht wirkten, was sie wirken sollten, weil erfahrungsgemäß meistens gerade die fähigen Kinder dieselben bei der spannenden Geschichte überschlagen haben.

Dagegen ist das Resultat der Gespräche — die Belehrung — in den ungestörten Gang der Geschichte verflochten, und daß dies auf religiös-sittlichem Boden in richtiger Form geschehen, dafür mag der Name des Verfassers eine Garantie geben.

Erzählungen aus alten deutschen Städten.

Herausgegeben von

J. Bonnet.

Erster Band:

Der Geisterbanner von Rothenburg ob der Tauber.

24 Bogen. Preis geheftet nur 2 Mk., gebunden 2 Mk. 60 Pf.

Die Erzählungen, welche hiermit erscheinen, sind bestimmt, das Interesse an der Geschichte deutscher Vergangenheit und die Liebe zu den ehrwürdigen Städten, in denen in Freud und Leid unsere Vorfahren gelebt haben, im deutschen Volke zu wecken und zu erhalten. Das Recht der Geschichte wird in den Erzählungen gewahrt, nur, daß der freimüthende Epheu der Dichtung ihre Gefüge spielend umschlingt und ein Immergrün poetischer oder ewig menschlicher Wahrheiten über sie zu breiten sucht.

Deutsche Volksbibliothek.

für Lesevereine und das Haus.

Nr. 1 Schulmeister von Sendelbach von Ottokar Schupp. Nr. 2. Zwölf Beichtkameraden von Josias Nordheim. Nr. 3 Gustav Adolf Helm von B. Lohmann. Nr. 4. Franz Byrards erste und letzte Reise von Karl Doppel. Nr. 5. Ost und West, Daheim ist das Best von Fr. List. Nr. 6. Drei Tage aus dem Leben eines Kreuzträgers von Ottokar Schupp. Nr. 7. Die Todfeinde von Armin Stein. Nr. 8. Der Erbe von Friedheim von Armin Stein.

Preis eines jeden Bändchens, geh., 1 Mk.

Über den Inhalt der Volksbibliothek wird nur bemerkt, daß dieselbe vorwiegend Erzählungen bringen soll, Geschichten aus dem Volksleben, in denen das Volk sich spiegeln, aus denen es für sein äußeres und inneres Leben etwas Rechtes lernen kann. Aufsätze welt- und naturgeschichtlichen Inhaltes sollen dabei nicht ausgeschlossen sein, wenn sie in volkstümlichem Tone und unterhaltender Form abgefaßt sind.

**Von dieser Volksbibliothek werden nächstes Jahr weitere
4 bis 5 Bände erscheinen.**